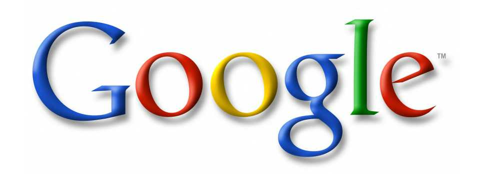
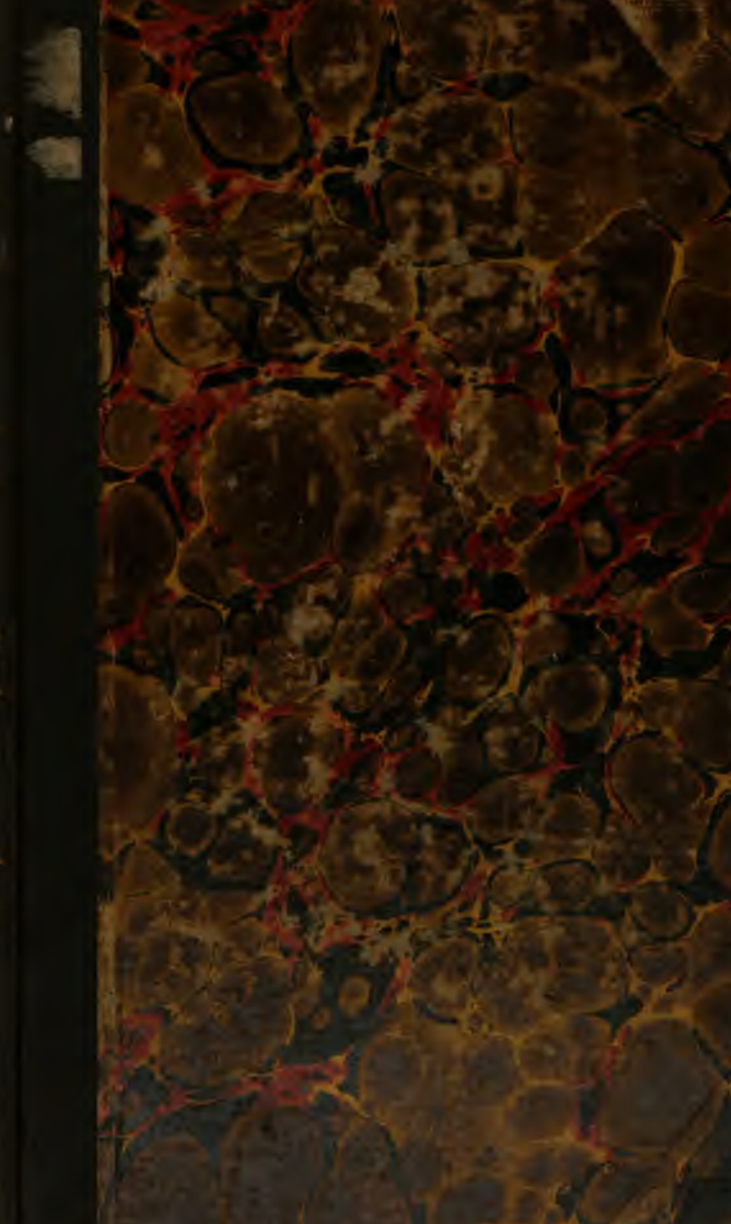
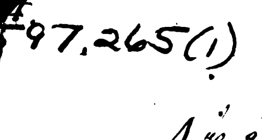






Schillers Leben,

verfaßt

aus

Erinnerungen der Familie,

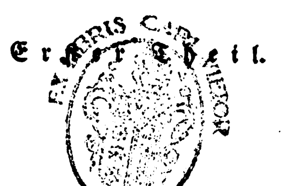
seinen eignen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes

Körner.

Erster Theil.



Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.

Einleitung.

Die Nachrichten von Schillers Leben, die der vertrauteste Freund des unsterblichen Dichters den sämmtlichen Werken desselben vorausschickte, dienen folgenden Blättern zur Grundlage; ja sie sind größtentheils wörtlich in dieselben aufgenommen worden. Jenem Umriß sollten diese nur eine weitere Ausführung geben.

In dem Nachlaß meiner Schwester, der Wittwe Schillers, fanden sich viele Notizen über sein Leben, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, als sich manche ihr unerfreuliche Aeußerungen in das Publicum drängten. Diese Nachklänge der Liebe,

Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt; Nachrichten eines treuen Jugendfreundes, und mein eignes lebendiges Andenken an die siebenzehn Jahre, die ich in innigster Freundschaft mit ihm und größtentheils in seiner Nähe verlebte, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Wahrheit und Naivetät geben allen Memoiren und Biographieen ein anziehendes Leben. Wenn absichtliches Gestalten oder Verbergen der Umstände hervorblickt, werden Lebensbeschreibungen zu einem kalten, todten Machwerk. Wohl trägt jeder Maler eines Bildnisses etwas von seiner Individualität in dasselbe über, und jeder Geist faßt die Form eines andern anders auf. Aber mit der Selbsttäuschung des Darstellers finden wir uns leichter ab, und sein Wahrseynwollen befreundet uns schon mit ihm.

Dieses Gefühl wünschte ich zu erzeugen.

Wahrheit allein sollte mich leiten im Entwurfe, und möglichst klare Einsicht in die Umgebung und die Zeit unsers großen Dichters; das Colorit der Billigkeit und Liebe wird Gleichfühlende ansprechen

Die unermeßliche Lücke, die das Verschwinden seiner Persönlichkeit in den Kreis der Freunde und der Familie riß, hielt sie lange im Abgrunde stummen Schmerzes versenkt. Nur der allbeherrschende Genius ergoß sich in ernster, männlicher Klage, zu einem würdigen Todtenopfer für den Freund. Dannecker, Schillers Jugendfreund, sprach begeistert seinen Schmerz in der Bildung seiner kolossalen Marmorbüste aus, die in Großartigkeit und zarter Ausführung eins der merkwürdigsten Monumente deutscher Kunst bleiben wird. Körners treue Freundeshand entwarf die Nachrichten von Schillers Leben.

Die Zeit tröstete die Seinen nicht; denn tief und wahr ist Schillers Wort: „Das ist eine gemeine Seele, die eine Heilung annimmt

von der Zeit"; aber sie lehrte uns mit dem Schmerz um seinen Verlust leben. Die Bilder der schönen Vergangenheit mit ihm gingen über der trostlosen Oede, als wir ohne ihn dastanden, auf, wie die ewigen Sterne durch das Dunkel umhüllender Gewölke dringen; sie sind immer da, und glänzen uns unerwartet an aus dem nächtlichen Blau des Aethers. Diese Bilder, wie sie in meiner Seele leben, auch Andern darzustellen, war die Aufgabe, die ich mir machte.

Das deutsche Publicum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, empfange auch diese, Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe.

Caroline von Wolzogen,
geborne von Lengefeld.

Erster Abschnitt.

Eltern, Kindheit, Studien, Jugend.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayerischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege, sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen aus-

geschickt wurden. Als nach Abschluß des Aache=ner Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zu=rück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahre 1756 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dieß Regiment gehörte zu einem würtembergischen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der öster=reichischen Armee ausmachte. In Böhmen erlitt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit; aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesung einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1757 stand er bei einem andern würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eignes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dieß veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten, und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm

seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du, Wesen aller Wesen, dich hab'
„ich nach der Geburt meines einzigen Soh-
„nes gebeten, daß du demselben an Gei-
„stesstärke zulegen möchtest, was ich aus
„Mangel an Unterricht nicht erreichen
„konnte, und du hast mich erhört. Dank
„dir, gütigstes Wesen, daß du auf die
„Bitten der Sterblichen achtest! —“

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Uz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Eltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10 November 1759 zu Mar-

bach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren.

Die Mutter hatte ihren Gatten in dem Lager besucht, wo er bei den Herbstübungen des würtembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelt fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. Beinah hätte Schiller in einem Lager das Licht zuerst erblickt; doch ward es der Mutter möglich, in ihr elterliches Haus nach Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren, und hier ihre Niederkunft zu erwarten. Die anmuthige Lage des Orts an einer fruchtbaren Anhöhe des Neckars, die gut eingerichtete Wirthschaft der Großältern, wohlhabender Landleute, lassen schließen, daß das neugeborne Kind an der Brust der Mutter sich unter heitern und harmonischen Eindrücken entfaltete. Schiller zählte die Besuche, die er späterhinbei den Großältern von Cannstadt und Ludwigsburg aus machte, zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen, und der Besitz eines

Landgutes war immer einer seiner Lieblings=wünsche.

Er war vom frühesten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an, und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand.

Schon im vierten und fünften Jahr war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht gefaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen= und Abendgebet, was der Vater im Kreis der Seinen laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt, und in der ein schönes Talent zur bildenden Kunst lag, gedenkt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kinder=gesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das

die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände, gaben das Ansehn eines Engelsköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er Aller Liebling.“ Ebenfalls erinnert sich die Schwester manches Spaziergangs, den die fromme Mutter mit ihr und dem Sohne, da dieser noch Kind war, zu den nicht fern wohnenden Aeltern an Sonntags-Nachmittagen zu machen pflegte. Da war sie gewohnt, ihnen das Evangelium, über das an dem Tage gepredigt ward, auszulegen. Einst, an einem Ostermontage, sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, so erbaulich, daß in beiden Geschwistern die Rührung sich in heißen Thränen Luft machte. — Welche religiöse Zweifel auch späterhin Schillern bedrängen mochten, das Gemüth, die Innerlichkeit, die bei jedem guten

und reinen Menschen am Ende das Band zwischen Himmel und Erde machen, waren früh in ihm geweckt und gebildet. Durch seinen großen Geist verklärt, sollten sie einst nicht allein ihm Befriedigung und Ruhe geben, sondern auch ihn fähig machen, Gottes Wege auf Erden in großen Bildern den Menschen darzustellen.

Im Jahre 1765 schickte der Herzog von Würtemberg den Vater als Werbofficier nach Schwäbisch-Gemünd, und erlaubte ihm, in dem nächsten würtembergschen Gränzorte, dem Dorfe und Kloster Lorch, zu leben. Bei den biedern und gutmüthigen Bewohnern dieses Orts fand die Schillersche Familie die liebevollste Aufnahme. Hier fand auch Schiller an dem Sohne des Pfarrers Moser seinen ersten Jugendfreund, dessen sanfter Charakter sehr bildend auf ihn wirkte. Der Pfarrer, ein Freund des Hauses, ließ ihn Theil an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne nehmen und machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der

lateinischen Sprache, im siebenten auch mit der griechischen. Seine Schwester erinnert sich, daß hier seine Neigung zum geistlichen Stande erwachte. „Oft," so erzählt sie, „stieg er auf einen Stuhl, und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort, und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen, und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Eintheilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form."

Er ging gerne in Kirche und Schule, und nur selten wurden diese versäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schwester zu ei-

nem Ausflug in die nahen Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, die hiebei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend. Eine Capelle auf einem nahen Berge, zu der der Weg durch die Leidensstationen führte, war einer der Lieblingsspaziergänge. Ein Kloster auf einer andern Anhöhe, das die Gräber der Hohenstaufen verwahrt, besuchten sie auch oft; und diese religiösen und geschichtlichen Eindrücke, in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung, die der Genius in seiner Seele anlegte. Der Vater erklärte die Geschichtsmonumente der Gegend, auch erzählte er gern von seiner eigenen kriegerischen Laufbahn; und oft begleitete ihn der Knabe zu den militärischen Uebungen. Mannichfache Lebensbilder drängten sich so der jugendlichen Einbildungskraft auf, die im einfachen Hausleben an Innerlichkeit gewannen.

Schiller behielt immer große Anhänglichkeit an die Gegend von Lorch, und als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte. Jedem fühlenden Menschen ist das Paradies seiner Kindheitsträume werth. Doppelt werth ist es einer genialen Natur, da ihre Träume reiner und klarer sind, und das Geheimniß ihrer inneren Gestaltung sie durchweht.

Einfache, schlichte Sitte, Ehrgefühl und zarte Schonung der Frauen im Familienkreise waren die Lebenselemente, in denen der Knabe aufwuchs. Der Vater hatte den guten Ton, den das Herz lehrt. Nach einem Worte der Mutter, vermochte er nie von einem ihm allein bestimmten Gerichte zu essen, ohne es den Töchtern anzubieten. Zartgefühl, dieser Balsam für so viele Wunden des Lebens, ist vielleicht als eine ursprüngliche Stimmung der Organisation zu betrachten, als eine der Eigenschaften, der man am ersten Erblichkeit zuschreiben kann; Manier erlernt sich, jenes geht

über. Schiller war von Kindheit an wahr und gewissenhaft, und gestand gewöhnlich einen begangenen Fehler selbst ein. Er hatte kaum einen Begriff von Eigenthum, und eine seiner Hauptneigungen war, von Allem, was er besaß, Andern mitzutheilen. So verschenkte er oft die ihm selbst nöthigen Sachen. Einst bemerkte der Vater, daß er seine Schuhe bloß mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte er: ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, der sie nur Sonntags anlegt; ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage. Der gerührte Vater konnte ihm keinen Verweis geben; doch mußte er das Verschenken der dem Sohne nöthigen Schulbücher untersagen.

Im Jahre 1768 zog die Schillersche Familie nach Ludwigsburg.

Ein Freund Schillers, der Medicinalrath von Hoven in Nürnberg, mit ihm in Einem Jahre geboren, und durch die Verbindung der Aeltern, da die Väter beide Officiere waren

und dasselbe Haus bewohnten, sein täglicher Spiel- und Schulgeselle, theilte folgende Erinnerungen aus seinem Knabenalter mit. Beide waren im neunten Jahre und widmeten sich dem Studium der Theologie. „Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinah muthwillig. In den Spielen mit seinen Cameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursach es seyn mochte, Jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest

und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Classe. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte Alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte, deßhalb that dieser ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applicirte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung. Der Unterricht, der in dieser Schule gegeben wurde, beschränkte sich auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und die griechische; diejenigen, die sich dem Studium der Theologie bestimmten, wurden auch in der hebräischen unterwiesen. Vor dem Eintritt in diese sogenannte lateinische Schule, mußten die Knaben erst die deutsche, wo Lesen, Schreiben

und Rechnen gelehrt wurde, besucht, oder in diesen Kenntnissen Privatunterricht erhalten haben. Aus der lateinischen Schule traten die, welche Theologie studiren wollten, im vierzehnten Jahre in die bekannten Klosterschulen ein, nachdem sie zuvor in Stuttgart vier- oder fünfmal die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Consistorium bestanden hatten. *) Schiller war bereits dreimal geprüft worden, und im folgenden Jahr 1772 sollte es zum vierten- und letztenmal geschehen, als sein Schicksal eine andere Wendung nahm.

In Ludwigsburg sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Carl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete sich ihm

*) Daß Schiller im Landexamen gut bestand, geht aus den noch vorhandenen schriftlichen Zeugnissen hervor, die ihm der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, ertheilte.

eine neue Welt, auf die sich nun alle seine jugendlichen Spiele bezogen; Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals. Er erzählte uns, daß er bis in sein vierzehntes Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Die Neigung zum geistlichen Stand verminderte sich jedoch nicht.

Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Officiere Zöglinge dafür aufsuchte. Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachherige Carlsschule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung für Schillers Vater allerdings bedenklich seyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieser dem Herzoge freimüthig die Absicht, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er in der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden könnte.

Der

Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte doch die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm selbst kostete es viel Ueberwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters aufzuopfern; aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahr 1772 in das neue Institut aufgenommen. Indeß noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakterschilderung aufsetzen mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er sich weit glücklicher schätzen würde,
„wenn er dem Vaterlande als Gottesge=
„lehrter dienen könnte.“

Es war ein schöner Gedanke des Herzogs Carl, dem Streben seines rastlosen Geistes in der Ausbildung der geistigen Kräfte seines Volkes ein befriedigendes Ziel aufzustecken. Ermüdet von Sinneslust, Kunstgenüssen des Auslandes, und den phantastischen Einfällen, die eine übertriebene Liebe zum Luxus eingab, suchte er, an der Seite einer guten deutschen

Frau, in der Gründung einer idealischen Landwirthschaft, in der Förderung aller Zweige des Wissens, auch durch Errichtung eines Erziehungs-Instituts Beschäftigung, die der Innerlichkeit des Lebens, zu der das herannahende Alter drängt, zusagte. Welche Mängel auch bei der Persönlichkeit des Herrschers und vorzüglich bei dessen Sucht nach Schein, an dieser Anstalt sich zeigen mochten — immer haben die Völker ihren guten Genius zu preisen, wenn die Neigung des Machthabers einen edlen und Nutzen bringenden Gegenstand ergreift. Auf heimathlichen Boden die Kunstblüthen des Auslandes verpflanzen zu wollen, das Talent mit allen Elementen seiner Ausbildung zu umgeben, die Wissenschaft in das vielseitige Staatsleben lebendiger zu verflechten, bleibt immer eine höhere Ansicht des Herzogs Carl, die die Nachwelt dankbar anzuerkennen hat. Große Künstler und Gelehrte, bedeutende Staatsmänner gingen aus dieser Anstalt hervor.

Schillers Jugendfreund, von Hoven, der

schon ein Jahr früher in die Pflanzschule der Solitude aufgenommen wurde, gibt folgende Nachrichten von Schillers fernerer Ausbildung in derselben.

„In den ersten paar Jahren nach seiner Aufnahme in dieses Institut, in welchem damals schon alles Wissenschaftliche, außer der Theologie und der Medicin, gelehrt wurde, erhielt er neben dem fortgesetzten Unterricht im Lateinischen und Griechischen, auch Unterweisung in der französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, Mathematik und den Anfangsgründen der Philosophie. Erst im dritten Jahr, von 1774 bis 1775, fing er das Studium der Rechtswissenschaft an. In den gelehrten Sprachen, in denen er schon zu Ludwigsburg einen sehr guten Grund gelegt, machte er immer bedeutende Fortschritte; auch verstand er die französische Sprache bald so weit, daß er ohne Schwierigkeit ihre Schriftsteller lesen konnte, und was die genannten Vorbereitungswissenschaften betrifft, so blieb er auch da nicht

zurück; besonders zog ihn das Studium der Philosophie an. Um so weniger aber gelang es ihm in der Rechtswissenschaft. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht, und später ein Collegium über das römische Recht. War es die Schuld der Wissenschaft selbst, oder die der Lehrer, die freilich damals nicht die vorzüglichsten waren, genug Schiller konnte diesem Studium keinen rechten Geschmack abgewinnen. Er blieb hinter seinen Mitschülern, die er in mehrern andern Lehrgegenständen übertraf, hier offenbar zurück. Ja seine Lehrer hielten ihn sogar für einen Menschen ohne Talent; wenigstens fragte einer unter ihnen nach einer vorgenommenen Prüfung, wo Schiller auf mehrere Fragen die Antwort schuldig blieb, einen seiner Cameraden: ob die Unwissenheit Schillers von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre? Der Scharfblick des Herzogs bewahrte ihn vor den ungünstigen Folgen dieses Vorwurfs. Geübt im

Abwägen geistiger Kräfte, hatte er die Anlagen des Jünglings durchschaut. „Laßt mir „diesen nur gewähren, sagte er; aus dem wird „etwas.“

Der Mangel an Interesse für das Studium der Rechtswissenschaft auf der einen, und auf der andern Seite das fleißige Lesen der alten Classiker, besonders der Dichter, welches er jetzt eifriger trieb als früher, wo es bloß dem Studium der Sprache galt, scheinen den Hauptanstoß zur Erweckung seines Dichtergenies gegeben zu haben. So viel ich weiß, hatte er früher nie einen poetischen Versuch gemacht, wenn man nicht einige lateinische Carmina, die er in der Schule zu Ludwigsburg verfertigte, und die Leichtigkeit, mit welcher er ganze Seiten lateinischer Distichen in wenigen Stunden zu Stande brachte, als Aeußerungen seines Dichtertalents ansehen will. Allein jetzt übte er sich nicht nur in metrischen Uebersetzungen lateinischer Dichter, sondern er fing auch an, deutsche Dichter zu lesen, und machte schon damals einige

Versuche, in eigenen, theils gereimten, theils ungereimten kleinen Gedichten.

Dieß trieb er bis zu Ende des Jahres 1775, wo die militairische Pflanzschule zur Akademie erhoben und von der Solitude nach Stuttgart versetzt wurde. Unter andern Erweiterungen, welche dieses Institut nach seiner Versetzung in die Hauptstadt erfuhr, war auch die, daß nun auch die Medicin in demselben studirt werden konnte. Auf die Anfrage des Herzogs: welche unter den Zöglingen sich diesem Studium freiwillig widmen wollten? war Schiller einer der ersten, die sich dazu stellten.

Ohne Zweifel war der Hauptgrund dieses Entschlusses sein Widerwille gegen das Studium der Rechtswissenschaft: aber offenbar zog ihn auch die Arzneikunde selbst an; und wenn er sich derselben auch nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes widmete, so trieb er doch dieses Studium, besonders in den zwei letzten Jahren seines Aufenthalts in der Akademie, mit Eifer. Nicht nur wurde er von seinen Lehrern für

einen der vorzüglichsten Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preise. Was für seine Kenntnisse, besonders in der Physiologie, noch stärker beweist, ist eine Abhandlung, welche er zuerst deutsch, unter dem Titel: Philosophie der Physiologie, und sodann auch lateinisch ausarbeitete, und in der letzten Gestalt als Probeschrift vorlegte. Da diese Abhandlung nicht gedruckt wurde, und der Verfasser in der Folge wenig Werth darauf legte, ging sie wahrscheinlich verloren. Gewiß wäre sie der Aufbewahrung werth gewesen, nicht nur als ein zuvor nie gemachter, wohlgelungener Versuch, die Physiologie philosophisch zu bearbeiten, sondern auch als Beweis, wie gut Schiller schon damals schrieb. Auch die gedruckte Abhandlung, im Jahre 1779, vor seinem Abgang aus der Akademie geschrieben: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, scheint nicht so allgemein

bekannt geworden zu seyn, als sie es verdiente.

So viel leistete Schiller als Candidat der Medicin, während eines vierjährigen Studiums. Aber in dieser Periode zeigte sich auch sein Beruf zum Dichter auf die entschiedenste Weise. Klopstocks Oden und die Messiade, die auch seine Seele in frommen Gefühlen erregte, waren die ersten Dichtungen, die seinen eignen Genius befruchtend und formend ergriffen. Ein lyrisches Gedicht auf den Abend und eine Ode: der Eroberer, gingen aus dieser Periode hervor. Beide sind gedruckt; ein episches Gedicht, Moses, ging verloren."

Deutsche Dichter zu lesen, gab es auf der Carlsschule, so wie auf den meisten damaligen Unterrichtsanstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil er vaterländischen Literatur; aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Der schon genannte Klopstock, Uz, Haller, Lessing,

Goethe und von Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beispiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerstenbergs Ugolino.

Nun wurde er mit Shakspeare bekannt, durch seinen damaligen Lehrer, den nun verstorbenen Prälaten Abel, der überhaupt sich mehrfache Verdienste um ihn erwarb, und für den er immer die herzlichste Zuneigung bewahrte. Von Hoven erhielt er zuerst die Wielandsche Uebersetzung Shakspeare's. Er trat in jugendlichem Scherz seine Lieblingsgerichte ab, um zum Besitz dieser köstlichen Bände zu gelangen. Gleich dem gewaltigen felsenentstürzenden Strome, ergriff dieser mächtige Geist sein ganzes Wesen, und gab seinem Talent die entschiedene Richtung zum Dramatischen. Nach Verlauf eines Jahres entstand ein Trauerspiel: Cosmus von Medici. So viel sich sein Jugendfreund, dem er es mittheilte, erinnert, enthielt es ächt tragische Scenen und vorzüglich schöne Stellen; mehrere derselben wurden später in die Räuber aufgenommen. Schiller ließ es jedoch nicht öffentlich erscheinen, wahrscheinlich weil ihm die sichre Kritik, die seinem mächtigen Verstande angeboren schien, sagte,

wie sehr es nicht nur hinter seinem großen Vorbilde zurück stehe, sondern auch unter Gerstenbergs Ugolino, Götz von Berlichingen und Julius von Tarent gestellt werden müsse. Längere Zeit hindurch machte er keinen neuen Versuch im Dramatischen, las dagegen Klopstocks Werke wieder anhaltender, so wie die Voß'schen und Gerstenberg'schen Gedichte, und sein Talent neigte sich wieder zum Lyrischen.

Er las auch in dieser Zeit fleißig historische Werke, vorzüglich die Biographieen Plutarchs; auch philosophische Schriften zogen ihn sehr an, Mendelsohn, Sulzer, Lessing, Herder, vorzüglich Garve, sein damaliger Liebling unter den Philosophen, dessen Anmerkungen zu Ferguson's Moralphilosophie er beinah auswendig wußte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte. In diese Periode, bemerkt von Hoven, fallen vorzüglich die Fortschritte, welche er im Studium seiner Berufswissenschaft, der Medicin, machte. Die

Hallerschen Werke und die Dissertationen und Collegienhefte des vormaligen großen Lehrers der praktischen Arzneikunde zu Göttingen, des Professors Brendel, waren seine Führer.

Indessen siegte die Neigung zur Dichtkunst bald wieder über die zur Wissenschaft. Shakspeare und die vorzüglichsten deutschen Dramatiker wurden wieder vorgenommen, und bald wurde der Stoff zu einem zweyten Trauerspiele aufgesucht. Diesen gab die Geschichte eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters, in dem Schwäbischen Magazin; Schiller entwarf den Plan zu den Räubern. Die Ausarbeitung dieses Trauerspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780, und es war beinah vollendet, als er zu Ende dieses Jahres die Akademie verließ.

Was sein sittliches Betragen während des Aufenthaltes in diesem Institut betrifft, so erinnere ich mich, sagt von Hoven, von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Frei=

lich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine, mehr nach Innen, als nach Außen gerichtete Thätigkeit, machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit gerieth. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, un=

zuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er; und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte; beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Andrer an ihm immer einen Beschützer fand.

Von Hoven, dem wir diese Erinnerungen aus den Jünglingsjahren Schillers verdanken, und Zumsteeg, der sich später als Tonkünstler und Componist auszeichnete, waren die Freunde in der Akademie, denen er sich am offensten mittheilte. Jedes vollendete Gedicht componirte Zumsteeg sogleich, und von Hoven theilte er, bei gemeinsamem Studium der Arzneiwissenschaft, auch seine philosophischen Ansichten mit. Es war ein schönes Geistes- und Herzensleben unter den Jünglingen, das sich als Männerfreundschaft immer erhielt.

Schiller bemerkte gegen uns im reiferen Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andre Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sey. Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den andren folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtniß aufgenommen. Doch verkannte er die großen Vortheile dieser Anstalt nicht. Mangel an freier Bewegung, die diesem Alter so nöthig ist, war ein Hauptübel, das sie veranlaßte. Dieses führte Krankheitsanlagen herbei, die das Leben mancher Zöglinge trübten und abkürzten. Auch die Unfähigkeit mehrerer Aufseher, ein reines Urtheil über die Fähigkeiten und Moralität der Knaben fällen zu können, nährte ein dumpfes Gefühl erlittner Ungerechtigkeit. Viele ausgezeichnete Lehrer erhielten aber die reine Empfindung der Achtung und Liebe in den jungen Gemüthern, und die gute Natur warf die

widrigen Eindrücke wieder aus. Es zeugt für des Herzogs Charakter und hellen Verstand, daß er durch häufige persönliche Gegenwart Selbstgefühl in den Jünglingen zu wecken und zu nähren suchte, durch Unterredung mit ihnen sie zu anständiger Aeußerung veranlaßte. Er zeigte seine wissenschaftlichen Kenntnisse gern. Er warf Fragen auf, die die Zöglinge beantworten mußten, und veranlaßte gelehrte Discussionen. Freiheit der Aeußerungen und Geistesgegenwart erhielten seinen Beifall. Der gewählte Ausdruck in deutscher Sprache, die Redekunst, blieb ein Gewinn fürs Leben, so wie die Gewandtheit, das, was man zu sagen hatte, in eine anständige Form zu kleiden. Auch witzigen Einfällen lächelte der fürstliche Erzieher, selbst wenn sie an Unbescheidenheit gränzten. Die dem Geschäftsmanne so nothwendige Fähigkeit, immer zu Allem bereit zu seyn, Alles richtig zu fassen, und von einem Geschäft zum andern mit voller Besonnenheit überzugehen, ist selten dem von der Natur zum Dichter be-

stimmten erreichbar; doch hatte sich Schiller etwas davon angeeignet.

Die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die, aus der Freiheit ihres Familienkreises gerissen, hinter Mauern von der Welt durch eiserne Thoren und Schildwachen geschieden wurden, mußte ihnen hart und drückend erscheinen. Die Mütter und noch unerwachsene Schwestern durften am Sonntag Söhne und Brüder besuchen. Die Eingeschlossenen vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen; und wenn sie aus dem Kreise der Ihrigen in ihre öden Säle zurückkehrten, mußte die Sehnsucht nach Freiheit, mit Unmuth gepaart, sie ergreifen. Außer ihrer Familie war die Gräfin Hohenheim, die mit dem Herzog die Akademie besuchte, das einzige weibliche Wesen, das die Zöglinge sahen. Zur Belohnung guter Aufführung und des Fleißes, durften sie mit ihr und dem Herzog speisen.

Man kann sich vorstellen, wie unter den dargestellten Umständen die Leiden Werthers, die durch die eisernen Pforten der Akademie gedrungen waren, auf Schiller wirken mußten. Dieser Roman ward von ihm und seinen Freunden verschlungen, und, wie dieses in jugendlichen Gemüthern oft der Fall ist, er regte, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, in ihnen den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Die Jünglinge machten den Plan zu einem gemeinsamen Romane, einem zweiten Werther, der aber ungeschrieben blieb. Auch Siegwart hatte sich eingeschlichen. Dieses einfache herzvolle Gemälde der schönen Jugendliebe zog Schillern sehr an. Er sagte uns, daß er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buche erweckten Gefühlen geschwärmt habe. Das Anschauen Goethens, der mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzschule besuchte, erregte ihn mächtig. Wie gern hätte er sich ihm

bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen? Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen.

Daß in der Abgeschlossenheit vom wirklichen Leben und all' seinen freundlichen Eindrücken, in den strengen militärischen Banden der Akademie, die productive Phantasie zuerst grelle und giganteske Formen, wie sie in den Räubern da stehen, ergriff, war natürlich. Tiefe Ehrfurcht vor dem Recht; das heilige Sehnen nach verlorner Unschuld, diese reinen Grundzüge der energischen und reichen Jünglingsseele gaben diesem Product einen eignen Zauber, der in der Gewalt dramatischer Darstellung wirkend, den Enthusiasmus, womit das Publicum die Räuber aufnahm, erklärt.

Der Odem der Freiheit, einer edlen Seele Lebensluft, hatte ihn aus seinem Plutarch an-

geweht. Dieser befruchtende Geist, der so viele Geistesvermögen in allen Arten des Daseyns hervorgerufen, da er in ächt menschlichem Sinn alle Individuen in ihrer Natürlichkeit ergreift, während die richtende Wage des Wahren und Guten in der harmonisch gebildeten Seele nie schwankt, erhob Schillers Vorstellungsart zum Großen und Allgemeinen. Die engen Weltbanden, die ihn umgaben, wurden durch Bilder der Vorzeit zersprengt. Er wollte nur höhere Naturen darstellen in Tugend und in Laster, und wenn er das gemeine Leben ergriff, so war es von der komischen Seite. Schillers Schwester erzählt: Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die Räuber zum Theil ge-

schrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft.

So mit der Wirklichkeit gespannt, trat er aus der Akademie in die Welt, als ihm seine Probeschrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, ihre Pforten eröffnete. Er wurde im December 1780 als Regimentsmedicus bei dem Regimente Augé angestellt. Diese Art der Anstellung, die ihn in den strengen Banden militärischer Verhältnisse erhielt, war ihm zuwider.

Es ist eine Frage, die er im späteren Leben oft an sich selbst that, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß sich nicht der Medicin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben? In verschiedenen Lebensepochen entstand diese Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für diese Wissenschaft.

Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feines Auffassen aller individuellen Zustände, blieb ihm immer als Gewinn dieses frühern Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wissenschaft hätte ihn als praktischen Arzt zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber sein Herz und seine Sympathie mit jedem menschlichen Leiden hätten ihn sicher vor jedem Uebermaße geschützt.

Seine Dienstgeschäfte veranlaßten natürlich eine Pause in seinen dichterischen Arbeiten; er legte sich selbst ein strenges Gelübde auf, den Lockungen der Muse zu widerstehen. Seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Lange konnte diese Entsagung bei einem so mächtigen Talente nicht dauern. Mehrere kleine Gedichte entstanden, die Kindesmörderin, die an Laura und verschiedene andre, die zum Theil nicht öffentlich bekannt wurden. Die

Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß, mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen. Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der so lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen

Liebeston der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufstrebenden Jugendfreunden, zu denen sich Haug und Petersen gesellten, die Geistigkeit immer die Obergewalt über das sinnliche Leben. Er entschloß sich zur Herausgabe der Anthologie, wovon nur ein einziges Bändchen (auf das Jahr 1782) erschienen ist.

Der Herzog blieb immer aufmerksam auf Schillers emporstrebendes Talent. Einige Gedichte, besonders eines auf den Tod eines Officiers, das ihm verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen schien, erregte sein Mißfallen. Ob es ihm gleich schmeichelte, auch einen Dichter aus seiner Pflanzschule hervorgehen zu sehen, so sollte dennoch die Art der Dichtung in eine ihm gefällige Form gegossen seyn, und freie Gesinnung lag außer der Sphäre dieses Herrschersinnes. Bemerkenswerth ist es immer, wie jede Aeußerung des Geistes seinen hellen Verstand ansprach und seine Neigung

gewann. Schiller bemerkte, daß in mehreren kleinen Handschreiben des Herzogs, die dessen Verhältniß zu ihm veranlaßte, dieser sogar seine damalige Schreibart, in der oft Gedankenstriche vorkamen, nachahmte.

Die Jahre 1780 und 1781 gehören zu den entscheidendsten in Schillers Leben; im letzteren wurden die Räuber gedruckt, zu denen er keinen Verleger fand; er mußte den Druck auf eigne Kosten veranstalten. Um so erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon 1782 der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte.

Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiderte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, wie leicht er in

jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte; aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hoch schätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die Atmosphäre des Stuttgarter Lebens wurde indessen immer trüber und drückender für Schiller. Noch hatte der fürstliche Erzieher seinen Zögling nicht aufgegeben, noch hoffte er sein Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu leiten; er ließ ihn zu sich kommen, warnte ihn auf väterliche Art vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, wie er solche häufig in seinen Producten finde; wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Aber dem Befehle, ihm alle seine poetischen Producte zu zeigen, Genüge zu leisten, war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Kein einsichtiger und wohlwollender Vermittler fand sich, und eine offne,

freie Discussion war in diesem Verhältniß nicht leicht möglich. In Hinsicht auf die nothwendige Lebensklugheit und den guten Geschmack hätte sich Schiller mit dem scharfen und feinen Verstand des Herzogs sonst wohl zusammen gefunden, und ein motivirtes Urtheil hätte zu beider Vortheil entspringen können.

Auch auswärtige Beziehungen hatten den Herzog gegen die Räuber gereizt: Eine Stelle, wodurch sich die Graubündner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde. Einflüsterungen des Hofcirkels, dem der Laut freier Menschheit immer ein widriger Ton ist, deuteten auf Symptome einer bedenklichen Gesinnung in diesem Stücke, die dem edlen freien Geiste fern lagen, der nur nach Genuß seiner eignen Kräfte rang, der umgebenden Welt fremd war, und ihre Bilder nur durch die farbige Wolke seiner Phantasie aufnahm. Alles gewann eine falsche Wichtigkeit und verband sich, den jugendlichen Geist zu unterdrücken, der alle Schranken zu durchbrechen drohe. Die Stimme der Nei=

gung für seinen Zögling schwieg in des Herrschers Busen, die Gewohnheit der Herrscherlaune zu folgen siegte, und es erging der Befehl an Schiller, gar nichts mehr, außer im medicinischen Fache drucken zu lassen.

Die Eröffnung andrer günstiger Aussichten sollten diesen Befehl mildern; aber wie konnte sich der Jüngling in dessen Geist eine Fülle neuer Schöpfungen aufsproßte, einem solchen Befehl, einer solchen Beschränkung beugen? Dieser war auch für seine äußere Lage um so drückender, je günstigere Aussichten sich ihm durch das Glück, welches sein erstes Trauerspiel gemacht, eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem damaligen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: „Würtembergisches Repertorium der Literatur," herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung

aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber lieferte.

Diese letztere ist auch in Hinsicht auf Schillers Charakter merkwürdig. Er hatte ein edles und großes Gefühl seines Talents; aber seine Producte sah er, wenn sie vollendet waren, mit freiem Geiste an, und fühlte klar jeden Mangel und Fehlgriff. Da er sich selbst immer im neuen Werden und steigend empfand, sah er ein künftiges vollkommneres Werk in dem vorhandenen aufkeimen, entfernt von der Beschränktheit dürftiger Naturen, die auf jedem ihrer Erzeugnisse verweilen, als habe es ihre ganze Kraft erschöpft.

Die schriftlichen Verhandlungen mit Herrn von Dalberg endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit. Die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt, und Schiller zur Vorstellung eingeladen. Herrn von Dalbergs edlem Eifer für die deutsche Bühne und seinem einsichtsvollen sichern Blicke in Schillers

aufstrebenden Genius haben wir vielleicht dessen früherem Producte zu verdanken. Untergehen konnte der Tragiker nicht in ihm; aber ob sich ohne Aufmunterung, in den engen Banden seines Verhältnisses die Flügel seines Geistes so früh erhoben hätten, ob ein Don Carlos in Stuttgart entstanden wäre? Dieß ist zu bezweifeln.

An Urlaub in ein fremdes Land war nicht zu denken; Schillers Reise nach Mannheim mußte heimlich geschehen. Zum erstenmal ward er den tiefen und lebhaften Eindruck gewahr, den sein Talent machte. Die Darstellung der Schöpfung seines Geistes unter dem Zujauchzen der begeisterten Menge war wohl die duftendste Blüthe des Ruhms, welche die Musen dem Jüngling darreichen konnten. Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund den Platz, wo Schiller unerkannt im Theater stand; nur Herr von Dalberg und der Geheime Rath Klein wußten um das Geheimniß.

Welche Revolution dieser Ausflug in ein

fremdes Land, der erste in seinem Leben, in Schillers Gemüth und Denkweise bewirken mußte, ist jedem begreiflich, der lange in Fesseln enger Verhältnisse geschmachtet. Der Anblick der wohlgebauten Stadt an dem herrlichen Strome, die weite Dörfer= und städtereiche Fläche von den blauen Vogesen begränzt entzückte ihn, und Alles schien ihm herrlicher, vom goldnen Duft der Freiheit umsponnen. Eine ganz andre Lebensansicht in vorherrschender Kunstliebe, das freie heitre Leben des Geistes unter so vielen gebildeten Beschützern, die sich ihm wohlwollend näherten, der Geist der Liberalität, der unter der Regierung des kunstliebenden, mildgesinnten Churfürsten herrschte, und das damals in Deutschland vorzüglichste Theater unter des einsichtigen Dalbergs Direction, Alles regte ein neues Leben in ihm auf. Ein idealischer Schimmer umstrahlte den Geist des jungen Dichters, des Ruhmes Zauber lockte ihn in ferne Weiten, und Welt und Nachwelt schienen ihn mit Liebe zu umfassen.

Zur zweiten Vorstellung der Räuber, im Mai 1783, wagte er wiederum eine heimliche Reise; um sie ausführen zu können, ließ er sich als krank angeben; sie wurde entdeckt, und natürlich militärisch mit Arrest bestraft. Während dieses Arrestes war es, wo er den Plan zu Cabale und Liebe entwarf; und so erklären sich leicht die etwas grellen Situationen und Farben dieses Stückes. Auch die Idee zur Verschwörung Fiesco's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großentheils in Stuttgart ausführte.

Schillers Verbindungen in Mannheim hatten während seiner Besuche daselbst an Bestimmtheit gewonnen. Die hohe Stufe, auf der die Schauspielkunst stand, und besonders Iflands Darstellung des Franz Moor, hatte begeisternd auf ihn gewirkt. Die Aussicht auf ein schönes poetisches Leben zog ihn unwiderstehlich an. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese hoffte er durch den Freiherrn

von

von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an denselben enthalten mehrere dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Es mochten Schwierigkeiten eintreten, diese Bitte zu erfüllen; der Gedanke zur Flucht wurde lebendig in ihm. Dienstversäumnisse, die aus seiner vorherrschenden Beschäftigung mit der Dichtkunst und aus anderweitigen schriftstellerischen Arbeiten entspringen mußten, Klagen, witzige Einfälle über den Zwang des Geistes unter Despoten = Willkür, die dem Herrscher hinterbracht wurden, reizten diesen immer mehr gegen den Zögling, um so mehr, da die Anerkennung seines Talents ihm bekannt wurde, und er ihn gern als sein Geschöpf angesehen hätte.

Gutmüthige Vermittler schlugen Schillern vor, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen; und es boten sich in der That manche Anlässe dar, die einen Schwächeren wohl zu einem solchen hätte bestimmen können. Durch

die Weisheit eines seiner früheren Regenten bestand eine lichtvolle freisinnige Verfassung in Würtemberg, deren wohlthätige Spuren sich noch erhielten, und mit denen selbst der gewaltige Herrschersinn des Herzogs Carl sich abfinden mußte. Ein reger Antheil am öffentlichen bürgerlichen Wesen herrschte im Lande, und unter den Jünglingen erzeugte sich das schöne Gefühl, einem Ganzen anzugehören, dessen Bestand auf der Ausbildung ihrer geistigen Kräfte ruhte. Persönlich fühlte sich Schiller dem Herzog zur Dankbarkeit verpflichtet, und Aeußerungen des früher genossenen Wohlwollens tönten noch in kindlicher Zuneigung nach, die ihm durch's ganze Leben blieb. Die zärtliche Liebe für seine Familie, deren Glück der Herzog in einer Aufwallung des Zornes für immer zerstören konnte — denn der Vater erhielt die Seinigen nur durch seinen Gehalt in Wohlstand — mußte tausend Besorgnisse erregen. Wie viele Motive lagen in diesem Allem, um der Leyer des Dichters einen falschen Klang

zu entlocken? Aber der gute Genius siegte. Der hohe Begriff von der Dichtkunst, daß sie sich immer frei von kleinen Zwecken, nur in den heiligen Regionen des Guten und Wahren erhalten müsse, dieser Begriff, der sein ganzes Leben beherrschte, bewährte sich hier als That im Jünglingsalter, und unter Umständen, die Festigkeit der Sinnesart und Energie der Seele bewiesen. Kein unbändiger Starrsinn lag in ihm, der nur aus beschränktem Dünkel entsteht. Seine Freiheitsliebe war mit klarer Verstandesansicht und einer tiefen Ehrfurcht vor Gesetz und Ordnung verschwistert; selbst das Anständige, Hergebrachte in den Formen der Gesellschaft beleidigte er, aus angeborner Feinheit, nicht gern; aber Unterdrückung der schönsten Kräfte der Menschheit, Opfer, die nicht dem allgemeinen Besten, sondern der Willkür despotischer Launen gebracht werden sollten, widerstrebten seinem ganzen Wesen.

Harte und drohende Aeußerungen kamen Schillern zu Ohren; Mißmuth und Mißtrauen wuchsen. Des Dichters Schubart Schicksal, der auf der Bergfeste Hohenasperg durch jahrelange Gefangenschaft für sein Gedicht, die Fürstengruft, büßte, in welchem er durch Erinnerung an das allgemeine Loos der Sterblichen, Tod und Auflösung etwas zu grell an den Wechsel der Erdengewalt gemahnt, und die Fürsten vor dem Mißbrauch derselben gewarnt hatte, lag als bedenklicher Hintergrund im Stuttgarter Dichterleben. Schiller hatte keine nähere Verbindung mit Schubart, als daß er ihn einmal auf der Festung aus Theilnahme an seinem Schicksal besuchte, wie viele Andre thaten. Der rührende Klagegesang: „Gefangner Mann ein armer Mann" tönte von dem hohen Berge durch die Gefilde, und bewegte die Herzen. Mehrere Fürsten Deutschlands verwendeten sich für des Dichters Befreiung.

Um seinen Abschied aus dem Dienst durfte Schiller als Zögling der Akademie nicht anhal-

ten; ja er mußte fürchten, durch solch ein Gesuch den Zorn des Herzogs aufs äußerste zu reizen. Schwermüthigen Sinnes erwog er seine Lage, und nicht ohne harten Kampf faßte er den Entschluß zur Flucht.

Mit weichem, liebenden Herzen hing er an den Seinen, deren Existenz er in Gefahr stürzte; auch der Vorwurf der Undankbarkeit gegen den fürstlichen Erzieher und Versorger, lastete auf seinem Herzen, das immer fest an den Gesetzen der Ehre hielt. Aber sich selbst aufgeben — denn die Muse war sein Selbst — wie vermochte es der Jüngling? Die Lockung zur Freiheit auf des Ruhmes Sonnenbahn, die sich ihm eröffnete, die dichterische Welt, die sich in seinem Innern bewegte, die vielfältigen Plane, die er entworfen, wie konnte er das alles der Willkür des Herrschers opfern, die die Flügel seines Geistes zu fesseln sich unterfing? Goldne Träume von Glück und Ruhm, von einer Lage, in der er den Seinen einst Alles vergelten könnte, was sie vielleicht um ihn er-

dulden mußten, umschwebten ihn; auch die Hoffnung, den beleidigten Herrscher durch die Macht seines Talents in der Folge zu versöhnen, und ihn von der Ungerechtigkeit seines Ausspruchs durch Thaten des Genius zu überzeugen, gesellte sich ihm tröstend zu.

Während die Stadt mit den Zubereitungen zum Empfang des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer gebornen Prinzessin von Würtemberg, beschäftigt war, der Hof auf glänzende Feste dachte, wobei aller Reichthum der Kunst und Natur aufgeboten werden sollte, während die fröhliche Jugend Antheil an der allgemeinen Festlichkeit nahm, und die schaulustige Menge aus den Thoren der Stadt hinausströmte, um sich an dem Anblick der Fürsten zu weiden, ging Schiller unbemerkt den entgegengesetzten einsamen Weg, in einer schönen Sommernacht des Augusts, um seinem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl zu sagen. Mit der Freiheit, mit dem Gefühl, er könne nun sein Talent ohne äußere Beschränkung wirken

lassen, glaubte er Alles gewonnen zu haben; seine Zukunft bedachte er wenig. So warf er sich, ohne hinlängliches Geld, ohne eine bestimmte Aussicht, der fremden Welt in die Arme; aber eine sehr trübe Stimmung mußte natürlich folgen.

Zweiter Abschnitt.

Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach.

Sein erster Zufluchtsort war Mannheim. Auf den Schutz des Freiherrn von Dalberg durfte er zählen. Der Buchhändler Schwan nahm ihn freundschaftlich in seinem Hause auf. Er selbst, ein kenntnißreicher, gebildeter Mann, und seine liebenswürdige Familie zeigten ihm in Achtung und Zuneigung, wie sehr sie sein Talent und seinen persönlichen Umgang zu würdigen wußten. Ein bestimmter Aufenthalt und eine Anstellung in Mannheim aber hatten ihre Schwierigkeiten, bevor man wußte, wie der Herzog von Würtemberg das Verlassen seines Dienstes aufnehmen, und ob ein entscheidender Schritt gegen ihn geschehen werde.

Schiller lebte abwechselnd in Oggersheim, einem Städtchen in der Nähe von Mannheim, auf kleinen Reisen in der Umgegend und nach Frankfurt, unter dem Namen Schmidt. Ein Freund, dem er sich immer dankbar verpflichtet hielt, Streicher, unterstützte ihn mit Geld, auf großmüthige Weise, da er selbst damals nicht reich war. Gegen seine Mannheimer Beschützer scheint er seine Verlegenheiten der Art nicht bestimmt ausgesprochen zu haben. Aus einer Art von Stolz wollte er sich lieber Freunden verpflichten, die sein Herz kannten und an seinen redlichen Willen glaubten, empfangene Dienstleistungen in günstigerer Lage wieder zu erstatten. Nur an Dalberg, der sich ihm als theilnehmenden, freundlich gesinnten Gönner bewährt hatte, wandte er sich Einmal in der dringendsten Verlegenheit, gleich nach seiner Flucht; es ist die Bitte eines für den Augenblick Unbemittelten, aber nicht Mittellosen. Es wird mir ein Leichtes seyn, schreibt er, bei'm nächsten Stück, das ich schreibe, die

ganze Rechnung zu tilgen. In dieser Zeit, besonders während eines Aufenthaltes von sieben Wochen in einem Wirthshause zu Oggersheim, arbeitete er den Fiesco aus, der ihn mit dem Theater in Mannheim in engere Verbindung setzen und seine dortige Niederlassung gründen sollte.

Ungeschicklichkeit in ökonomischen Einrichtungen, die aus Unbekanntschaft mit der Welt entsprangen, Momente des jugendlichen Leichtsinns, zu denen das Leben mit der Theaterwelt lockte, und die sich immer durch Reue und Schwermuth rächten, trübten die ganze Lage. Auf einer Wanderung nach Frankfurt am Main überfiel ihn das Gefühl der Einsamkeit und Hülflosigkeit mit tiefer Wehmuth. Sehr düstre Augenblicke, so erzählte er uns, brachte er auf der Sachsenhäuser Brücke zu.

Die reichen, lachenden Ufer des schönen Stromes luden zu Genuß und Freude, während Gram und Sorgen sein Herz beklemmten. In der volkreichen Handelsstadt, deren weit-

greifender Verkehr an den Zusammenhang mit ganz Europa erinnerte, wo Reichthum und Ueberfluß, Behaglichkeit und sorgloses Leben die wohlgebauten Häuser füllte, und die Straßen durchschnitt, ergriff ihn sein isolirtes Daseyn in bitterm Schmerz. Aus der Natur tönt dem Einsamen immer eine Stimme des Trostes; aber die Einsamkeit in der lebenvollen, genießenden Welt verödet den Geist, zumal wenn das Mittel zum Genuß fehlt, und die Herzen der Menschen, die vielleicht ein vertrauliches Wort zu Wohlwollen eröffnet hätte, dünken dem armen Einsamen eisern und verschlossen.

Aber Trost und Hoffnung bringt der gute Genius oft unerwartet; er verließ auch unsern Freund nicht. Als er traurig durch die Straßen wandelte, kam er an das Haus eines Buchhändlers, mit dem er einigen Verkehr hatte, und der sich auch nicht abgeneigt bewiesen, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Unbekannt und still seinen Betrachtungen nach=

hängend, stand er im Buchladen, als er eine Stimme mit Lebhaftigkeit nach den Räubern fragen hörte. Es entspann sich ein Gespräch, woraus er vernahm, wie sehr die ersten Klänge seiner Muse die Welt in Bewegung gesetzt, und wie viel man von seinem Genius erwarte. Muth und Selbstgefühl waren in ihm zurückgekehrt, und die Ahnung, die die Folgezeit so schön bewährte, daß sein Name die Bühnen Deutschlands und die aller gebildeten Nationen Europa's füllen würde, trug ihn, gleich einer sanft einhüllenden Wolke, über die enge düstre Gegenwart hinweg.

In Mannheim verflochten ihn seine Verhältnisse immer mehr mit der Theaterwelt. Iffland, Beck, Böck, der durch den Tod früh der Kunst entrissen wurde, waren vormalige Mitglieder der Weimarischen und Gothaischen Bühnen, die unter Eckhof eine vorzügliche Ausbildung gewonnen hatten; aus ihnen ging Ifflands großes Talent hervor, und begann schon als Stern erster Größe in der

deutschen Schauspielkunst zu leuchten. Es war ein günstiges Geschick, das den großen Tragiker und den großen Schauspieler Zeitgenossen werden ließ. Ein Talent bot dem andern die Hand, und ein freundliches Verhältniß blieb im Leben und Wirken immer zwischen beiden lebendig. Becks Frau, eine der liebenswürdigsten Schauspielerinnen, die Schiller gern durch eine ihr ganz zusagende Rolle erheben wollte, bewog ihn, Cabale und Liebe auszuarbeiten, wo ihr Talent in der Rolle der Luise Müllerin sich zum schönsten entfalten sollte.

Die Aufführung des Fiesco, und die von Herrn von Dalberg für diesen Zweck nöthig erachteten Veränderungen scheinen mancherlei Schwierigkeiten und Häckeleien erzeugt zu haben, die Schillern empfindlich reizten. Die vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen des Jünglings blieben unbefriedigt; Verdrießlichkeit und Mißlaune trübten die ganze Lage. Obgleich von Seiten des Herzogs von Würtemberg keine auf Feindseligkeit deutenden Schritte

gegen Schillern geschahen, auch seine Familie gar keine Unannehmlichkeiten erfuhr, so war dennoch dieß Schweigen selbst noch ängstlich und drohend. Immer blieb es ungewiß, ob man ihn nicht aus der benachbarten Pfalz zur Rückkehr nöthigen werde. Ein sichrer, verborgner Aufenthalt, wo er ruhig seine entworfenen Dichtungsplane ausführen könnte, wurde in ihm zum lebhaftesten Wunsche, zum dringenden Verlangen.

In der Carlsakademie hatte sich ein Verhältniß angeknüpft, welches Einfluß auf Schillers ganzes Leben gewann. Wilhelm von Wolzogen, der älteste Sohn eines durch Wissenschaft und Charakter ausgezeichneten Edelmanns in Franken, den der Tod seiner Familie zu früh entriß, und einer trefflichen Mutter, wurde mit drei Brüdern in demselben Institut erzogen. Da er einige Jahre jünger als Schiller war, und beide in verschiedenen Lehrabtheilungen gebildet wurden, fanden sich während des akademischen Lebens wenige Be=

rührungspunkte. Aber als Schillers Gedichte und die Räuber den Flug seines Genius an=kündigten, faßte Wilhelm von Wolzogen eine herzliche Zuneigung zu dem jungen Dichter. Wie es in seiner eignen edlen Natur lag, alles Vorzügliche und Große anzuerkennen, zu lieben und dessen Gedeihen zu befördern, so nahm er auch innigen Antheil an Schillers Schicksal, und empfahl ihn seiner Mutter. Diese, eine Frau von seltner Herzensgüte, scheute kein Opfer, wenn es dem Glück ihrer Freunde galt. Mit vier Söhnen und einer Tochter, denen sie im reichsten Sinne des Worts Mutter war, in beschränkten Glücksumständen, lebte sie oft auf dem Familiengute, wo sie sich ein kleines Haus erkauft hatte, da bei der Erbabtheilung das Gut mit der Herrschaftswohnung dem ältern Bruder zugefallen war. Hülfreich und wohlthätig zu seyn, war ihre Natur. Ihr lebendiges Herz und ein angeborener Sinn für alles Gute und Schöne machte ihren Umgang anmuthig und wünschenswerth, und erwarben

ihr überall Freunde. Die Gräfin Hohenheim, nachmalige Herzogin von Würtemberg, interessirte sich lebhaft für sie und ihrer Söhne Schicksal. Häufige Reisen nach Stuttgart erhielten dieses Verhältniß, und verflochten sie in mancherlei andre Verbindungen. Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an diese gute Frau an; auch wurde sie bald mit seiner Familie bekannt, deren Sorge bei seiner Entfernung von Stuttgart ihr die innigste Theilnahme einflößte. Da Schillers Lage in Mannheim immer düsterer wurde, und dringendes Verlangen nach einem andern Aufenthalt ihn ergriff, bot ihm die edelmüthige Freundin eine Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach an, das, zum fränkischen Rittercanton Röhn und Werra gehörend, in einem einsamen Waldthale lag, wo er, abgeschlossen von allen äußeren Verbindungen, verborgen leben könnte.

Während das Wohl ihrer eignen Söhne in des Herzogs Hand lag, wagte sie viel, da sie einen von ihm Verfolgten in ihr Haus aufnahm; aber

aber ihre großmüthige Freundschaft berechnete nicht; die eigne wohlwollende Gesinnung gab ihr Muth und das Vertrauen, daß man ihre gute Absicht am Ende anerkennen, wenigstens entschuldigen werde. Im Winter, zu Ende des Jahres 1782 kam Schiller in dem kleinen Dorfe Bauerbach an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend; es war spät am Abend, schon sank die Nacht auf das Thal; aus den einzelnen, zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend. Einsamkeit und Freiheit, die ihm in der gegenwärtigen Lage das Wünschenswertheste schienen, lachten ihm freundlich entgegen. Das Dorf, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen, war dicht mit düstern Fichtenwäldern umgeben, die von noch höheren Bergen rings umschlossen wurden. Die in unwirthlichen Bergen karge Natur, ganz das Gegentheil von der des reichen, fruchtbaren Schwabens, bot ihren Bewohnern nur durch strenge Arbeitsamkeit Unterhalt. Aber der Hauch der Frei-

heit war Schillern wohlthätig, und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsenabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen.

Es war ein Hauptzug in seinem Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen, einfachen Lebens beschäftigte. Plane zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses sich eine, wenn auch späte, Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der productiven Phantasie und ein zartes, leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklären diesen Zug, den er wohl mit vielen ausgezeichneten Menschen gemein hatte. Auch im spätern Leben kehrte diese Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit oft wieder; er gedachte dieser Zeit, wo er sie zuerst genossen, immer mit besonderm Vergnügen, und behielt eine Vorliebe für den Aufenthalt, der sie ihm dargeboten.

Ein halbes Jahr lebte Schiller so, größtentheils mit sich und der Natur unbekannt, und unerkannt von Seiten des Geistes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meinungen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings, dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Gutes spielte er Schach, und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sey.

In Bauerbach las er die Geschichte des

Don Carlos von St. Real, die ihn sehr anzog. Er machte den Entwurf zu einer Tragödie, deren Gegenstand der unglückliche Prinz war, und arbeitete einige Scenen aus. Auch an Maria Stuart dachte er in dieser Zeit. Die Einsamkeit, in der Schiller lebte, die Entfernung äußerer Eindrücke waren ohne Zweifel zum Theil Ursache, daß er die Welt seiner Phantasie kräftiger faßte und reiner gestaltete. Was bei leichtem, fröhlichem Jugendsinn, in heitrer Umgebung, sich vielleicht in einzelnen Lichtfunken zerstreut hätte, concentrirte sich in Einsamkeit und Ernst zu einem mächtigen Bilde. Die Plane seiner dramatischen Werke, unmittelbare Gaben des Genius, ruhten in seiner Seele, als ein sichrer, erfreulicher Besitz. Was sich aus gewonnener Weltanschauung und Erkenntniß damit vereinigen ließ, lag in seinem treuen Gemüth und Gedächtniß aufbewahrt, was davon zu scheiden war, entfernte der Verstand, der sich früh als richtender Geschmack zeigte. Wie anmu-

thig ist's, an der Wiege der Dichtungen zu stehen, die unser eignes geistiges Seyn oft gestalteten, immer erheiterten und bereicherten! Ihr erstes Entstehen ist geheimnißvoll, wie alles Werden in der Natur; aber wie die umgebende Welt und die Zeit sie entfaltete, davon bleiben uns oft bezeichnende Spuren.

Wie das jugendliche Herz, bewegt von Haß und Liebe, schlägt, wie alle Lebensbilder vor der dichterischen Imagination bald als kolossale Nebelgestalten, bald im lichten, freundlichen Sonnenschimmer stehen, zeigen die Briefe, die Schiller von Bauerbach aus an seine mütterliche Freundin und deren Sohn schrieb, und die wir am Ende dieses Abschnitts mittheilen werden. Jede Laune des Tages, ja der Stunde, spricht sich in ihnen aus. Tiefes und reines Gefühl, das aus allem krausen Gewölk der Phantasie hervorbricht, und Billigkeit des Urtheils, das im Element des klaren Verstandes immer obwaltet, wird unsern Freund allen befreundeten und edlen Seelen nur näher

bringen. Wie empfänglich er für den Genuß zarter Geselligkeit war, wie innigen Antheil er an dem Wohl der Familie nahm, der er eine Freistatt verdankte, wie das Schicksal aller seiner Umgebungen seinen freundlichen, ächt humanen Sinn berührte, zeigen diese Briefe auf die liebenswürdigste Weise; und deßhalb theilen wir sie sammt allem Unbedeutenden, was sie auch enthalten mögen, mit.

Nur selten konnte Frau von Wolzogen, und nur auf kurze Zeit, mit Schiller in Bauerbach wohnen, da die Liebe zu ihren Söhnen sie oft nach Stuttgart zog, oder die Freundschaft für ihren Bruder nach Walldorf, bei Meinungen. Lebhaft genoß er diese flüchtigen Erscheinungen der Mutter und einer liebenswürdigen Tochter, und bedeutend und dauernd war der Einfluß, den diese so rein und gut gesinnte Frau auf sein Inneres und Aeußeres hatte. Nach Walldorf und Stuttgart sind die Briefe gerichtet.

Einige Briefe an Reinwald nach Meinungen wurden hinzugefügt, da der damalige Gang

seines Geistes und besonders die erste Entstehung des Don Carlos sich darin kund thut.

Bauerbach, den 4 Jäner 1783.

Beste theuerste Freundin!

Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto lebhafter an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe.

Ich kam ganz wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeyung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen.

Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund.

Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen, so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.

Ich gehe also nicht über Meinungen, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt, Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben.

Den Brief an die G. v. G. bringe ich mit. Eben so mein Versprechen, das ich Henrietten gethan.

Empfehlen Sie mich Ihrem vortrefflichen Herrn Bruder und versichern ihn meiner vollkommensten Achtung. Ihrer liebenswürdigen Lotte machen Sie mein herzlichstes Compliment; und Herrn Pfarrer Sauerteig — den ich nicht anstehe, meinen Freund zu nennen; denn da wir uns in der Liebe für Sie begegnen, so müssen wir nothwendig gleich bezogen seyn.

Leben Sie so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick an Sie gedacht wird von Ihrem zärtlichsten Freunde

Schiller.

Bauerbach, den 10 Jäner.

Theuerste Freundin!

Ohne Zweifel werden Sie wegen des Recidivs des üblen Wetters meinethalben besorgt

gewesen seyn; daher verliere ich keine Zeit, Ihnen von meiner glücklichen Ankunft in B. Nachricht zu geben. Ich nahm den Weg über Dreißigacker und Masfeld, wobei ich eine halbe Stunde gewann. Der Weg wäre erträglich gewesen, wenn mir Wind und Wetter nicht zugesetzt hätten.

So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden seyn, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseyns doch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Beste, und das nächste Mal, das ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß.

Ich falle in eine düstere Laune und muß abbrechen. Also zu Anfang der nächsten Woche sehe ich Sie in M. gewiß? —

Ihren edlen, verehrungswerthen Bruder versichern Sie meiner ganzen, immerwährenden Achtung. Je mehr ich ihn kenne, desto schätzbarer wird er mir. Ihrer guten Lotte empfehlen Sie mich auch und — vergessen Sie niemals

Ihren
aufrichtigsten Freund
S.

Folgender ostensible Brief an Wilhelm von Wolzogen, der die Nachforschungen nach Schillers Aufenthalt irre leiten sollte, hätte wahrscheinlich diesen Zweck verfehlt, wäre es dem Herzog Carl ernstlich darum zu thun gewesen, ihn aufzufinden:

Frankfurt am Main.

Mein liebster Freund!

Mein Schicksal hat mich nun hierher ge-

führt. Schon oft wollte ich Dir schreiben; aber da ich unter so mißlichen Umständen lebe, so traue ich den Posten wegen meiner Briefe nicht, und noch viel weniger bei solchen Briefen die in die Akademie gehen. Man hat Euch vielerlei Gerüchte von mir vorgeschwatzt, wie mir Wieland bei seiner Durchreise in Mannheim erzählt hat. Ich hätte die Bekanntschaft eines Engländers gemacht, der seine Großmuth an mir zeigen wollte; allein Du weißt, daß der Mann, dem ich mich ganz überlassen soll, nicht von gemeinem Schlag seyn darf.

Schwatzte ich Dir nicht immer, als wir noch beisammen waren, von meinen Schicksalen ungefähr so, wie sie nun geworden sind? Ich kann's nicht mehr so leiden. Ueberall finde ich zwar immer manche vortreffliche Leute, und vielleicht könnte ich mich wohl noch an einem Orte niederlassen — aber ich muß fort.

Ich reise nach America, und dieß soll mein Abschiedsbrief seyn.

Ich kenne Deine Freundschaft und weiß, Du wirst mir manche Gründe anführen, die mich halten sollten — aber ich bleibe bei Sterne's Grundsatz — wo man keinen Rath annehmen will, muß man auch nicht um Rath fragen.

Ich habe bei einem hiesigen Handelshause genauen Unterricht, wie man fortkommt nach der neuen Welt. Aber, wirst Du fragen, was darinnen thun? Das sollen Zeit und Umstände bestimmen. Ich habe meine Medizin nicht vernachlässigt — auch die Philosophie könnte ich dort als Professor lehren — vielleicht auch in's Politische mich einlassen — vielleicht auch gar nichts von dem Allem.

Aber Trauerspiele werde ich deßwegen nicht aufhören zu schreiben — Du weißt, daß mein ganzes Ich daran hängt. Wenn's Gelegenheit gibt, sollst Du von mir hören aus America, oder vielleicht schreib' ich Dir noch einmal aus den Niederlanden. Lebe wohl, theuerster

Freund, und fahre fort, mich zu lieben, wie Dich liebt

Dein
ewig treuer Freund
Schiller.

Grüße Petersen, Abel und was sonst noch meinem Herzen theuer war.

Folgender Brief, an Frau von Wolzogen im selben Sinne geschrieben, damit er gelesen würde, ist von Hannover aus datirt.

Im Jäner, 1783.

Werden Sie mich entschuldigen, beste Frau, daß ich Sie so viele Wochen ohne Nachrichten von meinem Schicksal ließ? Ich komme sehr ungern auf mich zu sprechen. Wenn mir wohl ist, begnüge ich mich damit, daß es so ist, und bin ich übel daran, so ist es doppelt nicht nöthig. Ich habe eine Hauptveränderung in meinen Planen gemacht, und da ich Anfangs nach Holland wollte, wende ich mich jetzt vielleicht

gar nach England. Doch gewiß ist es noch nicht, so große Lust ich habe, die neue Welt zu sehen. Wenn Nordamerica frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll.

Schreiben Sie mir doch und lassen Sie mich hören, daß Sie meine Freundin noch sind. Ich habe seit einigen Wochen — aber Sie müssen es mir verzeihen — ein Gerücht ausgesprengt, daß ich nach Bauerbach sey. Ihnen kann es nicht schaden, aber mir nützen. Für's erste hätte ich allen meinen Freunden vor den Kopf gestoßen, wenn ich ihnen gestanden hätte, daß ich nicht nach Berlin gehen wollte, wozu sie mir, die Mannheimischen besonders, so edle Offerten gemacht.

Für's zweite wär' ich gern ohne Streichern gereist, der mich ohne Zweifel hätte begleiten wollen, wenn er meinen wahren Plan gewußt hätte.

Für's dritte wär ich gern incognito gereist.

Sobald man es aber in Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt seyn, daß ich nach Hannover sey. Glaubt man aber, daß ich in Bauerbach sey, so bin ich vor allen Entdeckungen sicher. Endlich und letztens bin ich vor überlästigen Briefen gesichert, wenn man meinen Aufenthalt in Hannover nicht weiß. Nach Bauerbach kann man schreiben. Sie haben ja einen Verwalter dort — Nicht? — der kann meine Correspondenz unterhalten.

Lassen Sie mich doch wissen, ob Ihr ältester Sohn aus der Akademie gekommen und wie er angestellt worden? Nicht wahr in Hohenheim?

Sie haben mich in Ihrem letzten Brief gebeten, den Herzog in Schriften zu schonen, weil ich doch (meinen Sie) der Akademie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht untersuchen, wie weit dem so ist, aber mein Wort haben

Sie,

Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg nie verkleinern werde; im Gegentheil habe ich seine Partei gegen Ausländer (Franken und Hannoveraner besonders) schon hitzig genommen.

Von der Frau... habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den Niemand zu Gesicht hätte bekommen sollen. Sie communicirte ihn einem gewissen Officier; sie hätte mir lieber ich weiß nicht was thun können.

Eine solche Indiscretion (das ist der gelindeste Name) thut weh, und ich dachte besser von ihr. Wie muß man sich oft in seinen liebsten Personen betrügen! —

Nun leben Sie wohl, beste Wolzogen, und legen Sie Ihren Brief (wenn Sie mich nicht schon vergessen haben und einer Antwort würdigen) bei meinen Aeltern nieder.

Ich sehe Sie vielleicht nie wieder; aber mein Herz ist bei Ihnen, und wenn Sie allein

sind, so denken Sie bei sich selbst „jetzt denkt man einige hundert Stunden weit an mich.“

Ewig

Ihr treuster
S.

Bauerbach, den 1 Februar 1783.

Theuerste Freundin!

Gott sey Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Meine Wünsche und meine Träume haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind, werden Sie solches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunsches, daß Sie Ihre Lotte mitnehmen dürften, machte mir den Gedanken Ihrer Abreise etwas erträglicher, und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich Lotte

nicht mit gedurft hätte, nicht eben so traurig gewesen wäre, so viel ich selbst dabei gewonnen hätte. —

Eben wandert ein Brief an meine Aeltern fort; doch habe ich, so viel ich von Ihnen sprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hierseyn, oder den fröhlichen Augenblicken unsers hiesigen Beieinanderseyns verloren. Sie selbst haben also das Alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerksame Zuhörer haben.

Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben.

Das satyrische Gedicht, wovon Sie wissen, ist fertig; ich weiß aber nicht, wie es der H. aufgenommen. — Man spricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des Meininger Schlosses 30,000 fl. an Gold und Silber und einige Kisten von Tabacksdosen, und was weiß ich? — entdeckt worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachsagen sollte. Doch unmöglich wäre es nicht, und auf die Dienstägige fête wäre der Fund vortrefflich. Die

6 *

Tabacksdosen waren mir wichtig, und derjenige, der eine ganze Kiste davon sammelte, muß mich selbst übertroffen haben.

Liebste Freundin, heut haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die so angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann seyn, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen!

Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß' ich einen Raubvogel.

Leben Sie recht wohl, meine Freundin. Ihren Herrn Bruder versichern Sie meiner wahren Achtung, und daß ich bedauere, kein Doctor juris zu seyn, um ihm mit Leib und Seele zu dienen. Viel Complimente an Fräulein Lotte. Ohne Aufhören

Ihr

Friedrich S.

Bauerbach, den 27 März 1783.

Die guten Nachrichten, theuerste Freundin, welche Sie mir von der Besserung meiner lieben Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres Wilhelms Erlösung (aus der Akademie) gegeben, waren mir so erfreulich, als mir eine andere verdrießlich war. Sie schreiben mir, daß sich ein gewisser Herr nicht abhalten lasse, mit Ihnen nach M. zu reisen. Die Gleichgültigkeit, womit Sie diesen Umstand berühren, setzte mich in die äußerste Befremdung und in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen meine Besorgnisse wegen dieses Punkts umständlich mitzutheilen.

Der Fall ist dieser. Wenn sich Hr. von *** mit Ihnen in M. einfinden sollte, so ist es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Lassen Sie sich diese Nachricht nicht bestürzen, liebste Freundin, und gönnen Sie mir ein ruhiges Gehör. Ganz M. weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieser ein sehr guter Freund

von Ihnen ist, und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz M. vermuthet, daß dieser Ritter nicht der ist, für den er sich ausgibt; daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt hat, und darum seinen Namen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen, man hat sogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen.

Nehmen Sie nun dieß Alles zusammen, und lassen Sie besagten Herrn nach M. kommen. Wird man nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forschen? Zweifeln Sie, daß Hr. von ***, wenn ihm alle jene Umstände, mit meiner Figur verbunden, gesagt werden, den Augenblick auf mich fallen werde? Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob eine Person, die, so wie jener Herr, von unserm Thun und Lassen unterrichtet ist, die mehr als tausend Andre neugierig ist, und vorzüglich neugierig auf meine Schicksale ist, ob eine solche Person bei der ausgestreuten Erdichtung stehen

bleiben werde? Ob Sie selbst Gewalt genug über Sich haben, das Gegentheil auf seine zudringlichen Fragen mit unveränderter Stirn zu behaupten? — Ob er der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.

Weil ich also eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letztenmal gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein

ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preis geben muß.

Ueberlegen Sie, theure Freundin, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielmehr, ob Sie es wünschen, sie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menschen, der sich durch Bande der Verwandtschaft und Liebe an Sie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu schätzen weiß, verstoßen sollten. Nein, es wäre ein höchst ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienst um Sie hat, als Freundschaft, eine Person aufopfern sollten, die keinen Fehler hat, als daß ich sie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte.

Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieser könnte Ursache finden ein Mißtrauen in Sie zu setzen, wenn Sie ihn bei dieser Gelegenheit vernachlässigten. Also überlegen Sie es wohl, beste Freundin; denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden sollten, den Sie suchten; wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe so viel aufgeopfert zu haben, so wäre es um meine Ruhe geschehen. Ist der Fall unvermeidlich, so bitte ich Sie inständig, es mir bei Zeiten zu wissen zu thun, daß ich mich in Betracht meiner Baarschaft darnach richten kann. An dieses Letztere dürfen Sie sich nicht stoßen. Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigungen gemacht. Ich kann also Anfangs Mai so viel Geld zusammenbringen, um nach Berlin zu reisen.

Dort werde ich bald Auskommen finden, und Adressen bekomme ich in Menge dort hin.

Hungersterben werde ich zuverlässig nicht, und das Bewußtseyn Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glücklich machen. Also sey'n Sie über diesen Punkt gar nicht in Sorgen und handlen Sie ganz frei.

Können Sie es aber ohne Ihren, und eines Menschen Nachtheil, dahinbringen, daß ich bleiben kann, so machen Sie Niemand größere Freude, als mir. Was Sie thun, meine Beste; schonen Sie sich, und meinen Stolz.

Nunmehr leben Sie wohl. Tausend Grüße an die lieben Meinigen, an Ihre Lotte und Wilhelm. Ewig

Ihr Freund
S.

Hier ist Alles in gutem Stand, außer daß der alte Flurschütz gestorben ist und unser junger Pfarrer sehr krank ist.

An Rath Reinewald in Meinungen.

Bauerbach d. 21 Febr. 1783.

Sie werden denken, ich sey indeß gestorben, oder ich habe Sie vergessen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile schrieb. Das letztere kann wenigstens nur seyn, wenn das erste ist, und dieß ist ja nun nicht.

Ich höre zu meinem Leidwesen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war schon am Anfang des Walds, als es mit Macht zu schneien anfing, und wandte aus keiner andern Ursache um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abschrecken. Mir selbst wär' es ganz das Nämliche gewesen, aber ich traute es Ihrer schwächern Natur nicht zu, und einen Fehlgang wollte ich um so weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauspiel gern expedirt hätte. Sie haben also nur meine Muthmaßung, aber gewiß nicht meine Freundschaft beschämt. Setzen Sie nun den nächsten erträglichen Tag selbst aus, so will ich meine Versäumniß herein=

bringen. Liebster Freund, ich wünschte Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahin geben.

Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsre Geisteskräfte müssen wie die Seiten eines Instruments durch Gei-

ster gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie seyn, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.

Hören Sie. Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der Dessauischen Casse zu probiren. Schreiben Sie mir nur das Einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich. Aber so vortheilhaft ich auch mit Buchhändlern handle, so glaube ich doch, treiben sich die Revenuen eines Buchs durch den Weg der Dessauischen Casse noch höher.

Mündlich das Mehrere. Lassen Sie mich doch wissen, sobald Sie abkommen können.

Ohne Veränderung Ihr



Bauerbach, den 27 März 1783.

Ich setze mich nieder, mein langes Stillschweigen, das einen Mangel an Gelegenheit zur Ursache hatte, jetzt auf einmal hereinzubringen. Zwei Briefe waren schon auf dem Weg zu Ihnen, und beidemale kamen ihre Ueberbringer wegen verschlimmertem Wetter zurück.

Mit Weygand bin ich fertig, wie Sie aus dem Einschluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Luise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren; z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten, und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh' ich mich in einen Weygandartigen Handel mit Dalberg einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen. Ueber ein neues

Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu seyn, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das Mannheimische

Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber werther Mann, erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß, so entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundschaftliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volks bekannt seyn müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie sich nun auf einen Augenblick in meine Lage versetzen, und den Zustand der Unentschlossenheit und Unthätigkeit kennen, der mir besonders hier unerträglich ist, so weiß ich gewiß, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die Ihren Freund in Geschäfte bringen, und in Verfolgung seiner

Ar=

Arbeit erleichtern kann. Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigstens mit einigen dahineinschlagenden Werken befriedigen. Die Judith wird Abends, eh' sie abgeht, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir schicken wollen, abholen. Wenn Sie allenfalls Brantoma's Geschichte Philipps II besitzen, so theilen Sie mir solche auch mit.

Es sollte mich doch befremden, wenn Sie auch noch jetzt meinen Fiesco nicht haben, und möchte ich wissen, ob er in der Gothaer Zeitung angekündigt worden.

Die Geschichte der Bastille hat mich sehr unterhalten, und ich glaube, daß sie sich in französischer Sprache mit vielem Vergnügen lesen läßt. Ich sende sie Ihnen mit dem nächsten Botengange zurück. Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung

und Unterhaltung entdeckt, so werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir solches communiciren.

Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! — Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff' ich, aufs Neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse halb Wegs nach dem Cocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in eine Melancholie, und fürchte, Sie anzustecken.

Die Frau von Wolzogen und ihre Tochter

empfehlen sich Ihnen. Präcise am 17 Mai verlassen sie Stuttgart.

Nun leben Sie wohl, lieber guter Mann, und lieben Sie mich, nicht mehr und nicht weniger, als ich Sie. Ewig der Ihrige

S.

Auf unsre nächste Zusammenkunft soll eine Scene von Don Carlos fertig seyn, die Sie richten werden. NB. das Gedicht.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14 April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freund-

schaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch= und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der

empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein grosses unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst, — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so

hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, der dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur

innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und Platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und Platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich

ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn, — denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten

durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publicum seyn. — — Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespear's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer

Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, uud diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter'n bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein.

S.

Am 23 April 1785.

Einen Schrecken hätte ich Ihnen also gemacht, meine Freundin? — Dafür haben auch Sie, in ihrem letzten Brief mich gedemüthigt, und mehr als ich verdiene.

Sie räumen beinah alle meine Besorgnisse über des H. von *** Ankunft weg und setzen es dennoch auf Schrauben; o b ich wohl bleiben werde? Sie scheinen es möglich zu finden, daß ich überhaupt ein Glück auf Unkosten meines guten Namens und guten Gewissens, meinen tausend Verpflichtungen und Pflichten gegen Sie zum Troz, hätte aufsuchen wollen, und möchten von mir auf das baldigste wissen, zu was ich entschlossen sey, und was zu meinem Glück diene? Sie sagen mir also nur mit andern Worten, daß sie mich fähig halten, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt zu thun. Ich will Ihnen das nicht zum Vorwurf gesagt haben, meine Beste. Weiß ich doch fest und gewiß, daß Sie mich lieben, wie keine Mutter mehr lieben kann. Aber glauben

Sie mir doch endlich einmal, daß Sie keinen unwürdigen Sohn haben!

Also zuverlässig im Monat Mai.

Ich zähle darauf. Ihre Gegenwart ist Niemand wichtiger, als mir.

Aber auch überhaupt ist sie nothwendig, wie Sie jetzt hören werden.

Ihr ganzes Bauerbach ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Autorität gestillt werden kann. Der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert sich täglich mehr. Neulich entstand ein Streit zwischen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Consorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter, und demungeachtet trieben die letzteren die Schafe auf die Wiesen; Ihre eignen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich Sie mir im Grunde war, den besten

Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe weg zu treiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten und dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots untersagt und auf Morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört), Sie soutenirен Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respectswidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt sehen wollen, und die Ruhe erhalten werden soll.

Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen.

Mehr, wenn Sie selbst kommen; ich habe über diesen Punkt noch einige Gedanken.

Reinwald und ich danken Ihnen beide für die Wohlthat, die Sie uns erwiesen, uns mit einander bekannt zu machen. Er ist mir äußerst werth, und ich glaube, ich bin es auch ihm.

Ihren Pfarrer zu Bibra, Vater und Sohn, kenne ich sehr gut, und beide lieben mich, wie ich sie, von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, so wie er mich in vielen, Ihnen auch sehr wichtigen Stücken befestigen soll. Kurz, zu meiner Zufriedenheit in B. fehlt mir Nichts als Sie. Sie schreiben mir nicht, ob Ihr Wilhelm aus der herzoglichen Carls-Akademie gekommen, und wo er gegenwärtig ist. Empfehlen Sie mich ihm sehr, wie auch Fräulein Lotte, die mir doch schreiben möge, ob sie bald Schach gelernt hat? —

Die Meinigen grüßen und küssen Sie tausendmal; sie werden nun wohl meinen Brief haben,

Mein Fiesco ist gedruckt und wird wohl bald in Stuttgart zu erkaufen seyn, wenn die Ostermesse vorbei ist. Das ist mein zweiter letzter Brief an Sie, im Jahr 1783. Ewig Ihr

Schiller.

Ich war unpäßlich, aber nicht krank. Ich ließ wir eine Ader schlagen.

Bauerbach, den 8 Mai 1783.

Theuerste Freundin!

Hoffentlich trifft Sie dieser Brief noch in St. Da ich Ihnen nichts zu schreiben weiß, als daß ich, und was Ihnen ungefähr in der Gegend am Herzen liegt, gesund sind, und daß wir Ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegen sehen, so schreite ich sogleich zu Commissionen. Haben Sie die Güte und befördern den Einschluß durch einen Expressen nach der Solitude. Man soll meinen Shakespeare ohne Verzug von Scharfenstein abholen und meine

meine Räuber vom Acteur Haller, welche Sie dann mitzunehmen geruhen werden. Auch bitte ich Sie, Auslage für mich für ein Pfund Maroccoschnupftabak zu machen, der mir schon seit sechs Monaten nicht zu Nase gekommen ist.

Fräulein Lotte ist, wie es zu M. verlautet, Braut mit H. von ..., ich gratulire also per Abschlag.

Ihrem lieben Wilhelm, dem Herrn Assessor, oder wie man sprechen muß, tausend Empfehlungen. Wenn Sie in Zukunft an ihn schreiben, werde ich schon meinen Theil auch einfließen lassen. Meinen Fiesco werden Sie sicher zu Gesichte bekommen haben, wenn anders mein Vater die Exemplare bekommen hat; sonst finden Sie ihn hier. Morgen bekomme ich Visiten von Reinwald, Herrn Hofprediger und seiner Frau.

Was ich Ihnen von Wichtigkeit zu sagen habe, kann warten, bis ich Sie von Angesicht zu Angesicht sehe.

Dieser Brief ist, wenn's Gott will, der

letzte auf lange Zeit — Im neuen Testament hören die Opfer auf! — Ewig Ihr Freund

S.

An Rath Reinwald in Meinungen.

W. den 22 Mai 1783.

Der erste Augenblick, der wieder mein eigen ist, gehört Ihnen, theurer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem schöpfen, denn schon 9 — 10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir selbst kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in Stand zu setzen, und weil ich im letztern eine neue Anlage machte, so mußte ich nun aller Orten selbst seyn. Meine Luise Müller blieb liegen, und mit dieser müssen auch Sie, mein guter, ein Schicksal theilen. Wärmer komme ich zu Ihnen, wie zu dieser, zurück.

Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußersten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen.

Am Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit ansehen werden; denn bald, sehr bald, müssen Sie kommen, mein Bester.

Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten, und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. s. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht schreiben, wenn ich es nicht etwas interessant fände, daß in dem barbarischen Bauerbach dergleichen geschehen ist.

Sonntags, mein Lieber, werden Sie schwerlich Geschäfte haben. Entschließen Sie sich, hierher zu kommen und einen vergnügten Tag auf dem Lande zu genießen. Sie wer-

den mich zu Masfeld treffen, und dann mit mir hierher spazieren.

Ich sehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu sammeln.

Meinen Fiesco habe ich neulich bei Ihnen liegen lassen. Bald wird man Kritiken darüber hören. Wir wollen doch sehen. Jetzt leben Sie wohl, lieber Freund, und rauben Sie mir doch ja die Hoffnung nicht, Sie bald zu sehen. Sie wissen ja, daß Sie im Buch meiner Glückseligkeit ein stärkeres Alphabet einnehmen. Ewig Ihr Freund

S.

An Wilhelm von Wolzogen.

B. den 25 Mai 1783.

Unter den vielen Zerstreuungen, welche die Ankunft Ihrer besten Mutter bei mir nothwendig macht, konnte ich Ihren Brief nicht

früher beantworten. Ich kann es auch jetzt so vollkommen nicht, als ich wünschte, und behalte mir Vieles auf bessere Muße vor.

Sie haben Recht, theurer W., daß Sie mich um die Glückseligkeit, im Kreis Ihrer guten Mutter und Schwester leben zu dürfen, beneiden. Zwar thut es mir weh, daß ich da gewinnen mußte, wo Sie verloren; aber in kurzer Zeit werden auch Sie unsern vergnügten Cirkel vermehren, und ich zähle darauf, daß wir Sie festhalten werden.

Hier zum erstenmal habe ich es in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es fordert, ganz glücklich zu seyn. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund ist ihm Vollendung. Seyn Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie beides haben!

Sonderbar finde ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander seyn, uns gleichgültig seyn. Jetzt sind

wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns beiden hätte auch nur von fern die verborgenen Fäden geahnet, die uns einmal so fest an einander zwingen sollten und ewig. Aber vielleicht war eben dieses beiderseitige Ausweichen das Werk einer weisern Vorsicht. Wir sollten uns erst kennen, wenn wir beide verdienten gekannt zu seyn. Beide noch unvollkommen, hätten wir zu früh und zu viele Schwächen an einander beobachtet, und wären nie für einander erwärmt worden. Achtung nur ist der Freundschaft unfehlbares Band, und diese mußten wir erst noch beide erwerben. Durch zweierlei Wege sind wir nunmehr zu eben dem Ziel gelangt, und finden uns hier mit Entzücken. Sie, mein Bester, haben den ersten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verstand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die erworbenen fest zu halten.

Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese

große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edler empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.

Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt.

Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig seyn, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören.

Ich kenne den H. von ***. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochnen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zu Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erstenmale liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Außerdem hat er andre Ressourcen, als sein Port d' Epée, und ich bürge dafür, daß er sein Glück in der Welt machen kann — Mehr davon, wenn ich Ihnen das nächstemal

schreibe. Indeß glauben Sie, Ihrem und Ihrer Lotte zärtlichstem Freunde.

Sonst kann ich Ihnen von Ihrer besten Mutter und Lotten die angenehmsten Nachrichten geben. Der Einzug in B. ward mit einigen Feierlichkeiten gehalten. Auf ihren Geburtstag wünsche ich selbst etwas auszudenken; aber Alles, wozu die Leute des Dorfes gebraucht werden müßten, dürfte zu schwer und zu weitläuftig seyn.

Ueberhaupt liebt Ihre Mutter dergleichen laute Aeußerungen der Freude weniger, als den stillen einfachen Ausdruck, und ich lobe sie darum. Man denkt sich dabei so leicht gewisse Festivitäten, die Sie so gut kennen, als ich, und welche alle ihnen ähnliche für die Zukunft durch eine garstige Association angesteckt haben. Wollen Sie indeß etwas, das meine Muse ausführen kann? Mit Freuden steht Ihnen die Dame zu Diensten.

Nunmehr leben Sie wohl, und erlauben mir zum Schlusse die Bitte, das Herz Ihrer

Lotte zu schonen, und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen Roman? — sich glücklich entwickelt. Erlauben Sie mir auch, Sie, als Ihr wahrer und warmer Freund, mit Ihrer eignen gegenwärtigen Lage auszusöhnen, und Sie inständigst zu bitten, ruhig in die Zukunft zu sehen. Diesen Rath gibt ihnen kein kalter, pedantischer Moralist, der das verdammt, was er selbst nicht hat — ein Jüngling spricht mit Ihnen — ein Jüngling, der eben so oder noch ungestümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht hat, und seinen starren Kopf oft genug zersplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erst zu fragen. Ewig der Ihrige

S.

An Frau von Wolzogen.

W. früh Morgens am 28 Mai 1785.

Alle guten Geister heute über Sie. Da sitze ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen, und besinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz ist zwischen Ihnen und unsrer Lotte, und begleitet Sie bis in's Zimmer der Herzogin. *)

Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners — die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran, daß Sie nichts als eine elende Kleinigkeit daran setzen, aber für Sich und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr eine

*) Die in Genua verstorbene Herzogin von Gotha ließ Lotte von Wolzogen, wegen verschiedener Dienste, die ihr der Vater geleistet, in einer Pension erziehen, wo es ihr mißfiel.

Tragödie mehr schreiben, und auf den Titel setzen:

Trauerspiel für Lotte.

Im Ernst, liebe Freundin, sehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen, und die Lotte aus der Pension erlösen.

Ich erwarte Sie also 7 Uhr zu Masfeld bei der Pastorin; bis dahin lebe ich einen langen traurigen Tag. Das obere Zimmer wird heut und morgen noch nicht fertig, der Schreiner sagt, es sey unmöglich. Also um 7 Uhr präcise bei der Pastorin, und die Neuigkeit mit Ihnen, daß Lotte aus der Pension kommt.

Bis dahin Ihr hoffnungsvoller Freund

S.

Diese Blumen schicke ich Lotte.

B. Freitag Abends, den 60 Mai.

Zwei Tage muß ich also noch durchwarten, ehe ich Sie sehe! Das ist schrecklich! Kaum freue ich mich ein wenig, daß der heutige sich

beurlaubt, und nun stehen mir noch acht und vierzig Stunden bevor. Wär' es nicht Ihrer Lotte zum Besten, und wüßte ich nicht, daß Ihre Gegenwart diese eben so glücklich macht, als mich — eben so sag' ich, nicht glücklicher — Glauben Sie, ich würde melancholisch, oder ich trotzte.

Ach, meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann. Sehr gern schrieb' ich der Lotte, aber ich scheue das Schicksal meines vorigen Briefes, und solche Briefe, als Madame * lesen darf, mußten mich nie anderes schreiben lehren.

Gottlob, daß indessen die H. v. S. so kurz mit Ihnen angebunden. Wären Sie doch auch recht sehr bestimmt! Ich wollte Gott danken für ihre Lotte, denn auf diese Art würden Sie, meine Freundin, ein Uebriges thun. Es bleibt dabei, ich schreibe eine Tragödie mehr, so bald die H. ihre Pension zurück nimmt und Lotte soll die Pränumeration davon haben.

Daß Ihnen das Hofleben sehr ekelhaft vorkommt, hör' ich sehr gern; aber es ist darin noch kein Compliment für mich, daß Sie sich aus demselbigen weg und nach Bauerbach sehnen. Man dürfte mich zwischen Spandau und einer Assemblée wählen lassen. Ich weiß, was geschähe; doch das bedeutet nicht viel, was allenfalls in m e i n e m Kopfe geschähe.

Sie schreiben mir, ich sey erkannt, und schreiben dieß so gelassen. Lieber hätte ich ein Auge verloren, als daß mich die Meininger kennen. Wüßte ich d e n, der mir diesen Dienst gethan hat, ich würde ihn hassen, und wäre

er mein erster Freund. Helfen Sie mir ihn ergründen. Der Umstand verändert meinen Plan um ein großes. Bin ich wirklich entdeckt, so kann ich nicht mehr incognito leben, oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Gesellschaft gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzen sagen. Es liegt mir an dem Respect, der meinem Namen gebührt, diesen muß ich nothwendig behaupten.

Doch ich bin wohl ein Thor. Jetzt liegt mir auch an diesem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Galakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeere in den nächsten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab.

Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore sprechen;

„Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieses prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben. Unsre Seelen klar, wie über uns das heitre Himmelsblau, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grames nicht mehr an. Unser Leben rinnt dann melodisch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer.“

Mit meinen vormaligen Planen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten sollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß es, ich überwinde sie.

Ich überlese, was ich geschrieben habe.

Es

Es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich wohl nicht viel klüger seyn.

Noch etwas. Ein Junge von hier wollte zu Ihnen und Ihnen melden, daß ein Stuttgarter Herr in Meinungen angelangt und sich nach Ihnen erkundigt habe. Er sey mit vier Pferden gekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es P** oder Y. Sollte der letztere es seyn, so schicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar. Nunmehr leben Sie wohl. An Lotten tausend Empfehlungen. Auch dem Reinwald einen Gruß. Den letztern bitten Sie, Ihnen den Messias zu verschaffen, und Ossian. Morgen mehr. Ich bin unwandelbar Ihr Freund bis in den Tod, und wo möglich noch weiter.

F. Schiller.

Die leidenschaftliche Stimmung dieser letzten Briefe deutet auf eine Neigung für Charlotte von Wolzogen, welche Schillers Herz erfüllte, und die Idee, sich mit ihr zu verbinden.

Der Heirathsplan mit H. von Y., auf den ein früherer Brief an Wilhelm von Wolzogen sich bezieht, hatte sich durch äußere Umstände, und wie es scheint, einige unzarte Aeußerungen aufgelöst, wie folgende Stelle aus einem Briefe an diesen zeigt:

„Wir haben Ihre liebe Schwester beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb= und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint.

Dieses schreibe ich Ihnen, damit es Ihre eignen Besorgnisse, die ich nicht anders, als billigen kann, zerstreue, und damit es Sie zugleich in den Stand setze, dem gewissenhaf=

ten Y., der Ihre Schwester nicht verlassen mag, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Sie werden wohl wissen, worauf ich ziele, und werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir die Anmaßung jenes Herrn (der das Herz Ihrer Schwester noch erst verdienen lernen mußte) eingeflößt hat. Mehreres hat Ihnen vermuthlich die Mama geschrieben; denn ich schließe aus ihrer Aufwallung über Ihren letzten Brief, daß sie Ihnen ihr Herz ganz ausgeschüttet haben mag. Ich erwarte mit Ungeduld eine Antwort von Ihnen, und wünsche aus Gründen, die ich Ihnen ein andermal sagen will, daß ich Ihren Brief Lotten sehen lassen darf. Nun sind Sie (und vielleicht auch ich) der Parteilichkeit gegen Y. verdächtig, welcher Vorwurf uns um so schmerzlicher fallen muß, je unwürdiger die Person ist, die uns denselben zugezogen hat. —"

Schiller war zu redlich und zartfühlend, um in seiner ungewissen Lage, Wünsche auszusprechen, die das Glück des liebenswürdigen

Mädchens nicht gründen konnten, und denen ihre Familie entgegen seyn mußte. So blieb das Verhältniß in Schweigen verhüllt. Nur halb im Scherz spricht er in einem folgenden Brief an die Mutter diese Idee aus. Lotte selbst scheint seine Neigung nicht bemerkt, noch mit anderm als freundschaftlichen Gefühl erwidert zu haben. Sie war von ruhigem Charakter, in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen. Nach einigen Jahren gab sie ihre Hand einem andern Manne, und wurde nach ihrer ersten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entrissen.

Am Schluß der Schilderung des Aufenthalts in Bauerbach stehe hier ein Gedicht, das an ein Mädchen, welches im Hause der Frau von Wolzogen erzogen wurde, gerichtet ist. Daß Schiller selbst diesem durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung rührenden Gedichte keinen poetischen Werth zuschrieb, geht daraus hervor, daß er es nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen.

Hochzeitgedicht

auf die Verbindung

Henriettens N. mit N. N.

Von einem Freunde der Braut.

1 7 8 3.

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße,
    Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen warme Lieder
    In's brachgelegne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen? —
    Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester;
    Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
    Da denk' ich an die schön're Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten! —
Oft weint die Tugend an den Festen,
    Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! — Ich sahe Proben —
Und meine Leyer — frag' dort oben! —
Die stolze Leyer schmeichelt nie.

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh' bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!!! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den haſſ' ich, den sie mitgebracht).

Sie riß dich weg von Pöbelseelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du gingst Ihr nach, und wurdest gut.
Sie schuf dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlings-Sonne,
Zur Tugend deinen jungen Muth.

Wie eilte sie mit Muttergüte
Zu Hülfe jeder jungen Blüthe,
Bis Leben in die Wurzel floß!
Wie pflegte sie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer,
Ein stolzer Wuchs, zum Himmel schoß.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennst der Gattin Schuldigkeiten!
Du hast ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preis' ich deinen Mann.

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Wie göttlich süß ist das Vergnügen,
An's Herz des Gatten sich zu schmiegen.
Wie süß, sich seines Glücks zu freun!
Wie süßer — sich für ihn zu quälen!
Auch Wehmuth kettet schöne Seelen,
Und wollustvoll ist diese Pein!

Du wirst mit liebevollem Eilen
Das Schicksal deines Mannes theilen,
Und schnell in seine Seele sehn.
Wie zärtlich wirst du jeden Träumen,
Die kaum in seinem Busen keimen,
Wie zärtlich rasch entgegen gehn?

Wenn unter drückenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederfiel,
Wirst du mit einem holden Lächeln
Erfrischung ihm entgegen fächeln, —
Und spielend trägt er sie zum Ziel.

Wenn Schmerz in seinem Busen wüthet,
Und über ihm die Schwermuth brütet,
In seinem Herzen Stürme wehn,
Wirst du mit heiterem Gesichte
Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch seines Grames Nebel sehn

Wenn selbst der Wonne süße Bürde
Dem Einsamen zu lästig würde,
(Auch Lust gesellt sich Helfer bei).
Wirst du die schönste Hälfte tragen,
Und erst dein Auge wird ihm sagen,
Wie groß des Glückes Fülle sey.

Ja, — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet dein!!
Das Größte, so der Mensch empfindet,
Das nur im Himmel Muster findet —
Die Mutter eines Kinds zu seyn!!! —

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben süß ist, und auf Erden,
Das Wonnewort schließt Alles ein.
Das kleine Wesen — welch Vergnügen! —
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel schöner seyn?

Die Seligkeit — du wirst sie kennen,
Wenn stammelnd dich die Kinder nennen,
Und herzlich dir entgegen fliehn —
Die bange Lust — — die süßen Qualen — —
Umsonst! kein Jüngling kann sie malen —
Hier werf' ich meinen Pinsel hin.

Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß Dir der Mütter beste sagen,
„Was einer Mutterfreude glich?"
Du hörtest i h r e Seufzer hallen,
Du sahest i h r e Thränen fallen.
Du liebst sie, darum lieb' ich dich.

Laß dir der Mütter beste sagen
Wie himmlisch alle Pulse schlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt?
Wie selbst das Land sich schöner malet,
Wie heller selbst der Himmel strahlet,
Der über ihren Kindern hängt?

Wie süß der Gram um Kleinigkeiten? —
Wie süß die Angst: es möchte leiden?
Die Thräne, die sie still vergießt?
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen?
Wie unerträglich das Vergnügen,
Das nicht das Kind auch mit genießt?

Die Herrscherin der Welt zu scheinen?
Die Wollust, um ihr Kind zu weinen? —
Laß ihr die Wahl — was wird sie thun?
Die Krone wirft sie auf die Erde —
Und fliegt mit jauchzender Gebärde,
Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu' dich denn, — du wirst's genießen,
Das stille Glück, das viele missen, —
Was wünsch ich dir? Entweih' es nie!
Die Freundin, die dein Herz gemildet,
Zur guten Mutter dich gebildet, —
Was wünsch' ich dir? — Vergiß sie nie!

Vergiß sie nie — wenn deine Lieben
Im Kinderspiel sich um dich üben,
So führe sie der Besten zu.
Ihr sollen sie zu Füßen fallen,
Unschuldig ihr entgegenlallen:
„Die gute Mutter gabest du!"

Anregungen seiner Mannheimer Freunde riefen ihn wieder dorthin. Der Herzog von Würtemberg betrug sich fortwährend großsinnig, kränkte die Schillersche Familie auf keine Weise, und es schien entschieden, daß er die Entfernung seines Zöglings und Dieners nicht ahnden würde; ja es war, als wollte er sie ganz ignoriren.

Wie viel auch die freundliche Einwirkung der Gräfin Hohenheim zur Besänftigung des Herzogs beigetragen haben möchte, so hatte

doch sicher sein Verstand und sein heller Blick in die Stimmung der Zeit keinen geringeren Antheil an diesem milden Verfahren. Das Gewicht der öffentlichen Meinung fing an auf die Gemüther der Fürsten einzuwirken. Der große Friedrich, der seine Macht fest in der Ehrfurcht seines Volkes gewurzelt fühlte, vergönnte Freiheit der Rede und Schrift. Joseph der Zweyte wollte dieß schöne Beispiel nachahmen. Mehrere edle Fürsten Deutschlands beschützten aus Neigung und Einsicht die Freimüthigkeit ihrer Gelehrten. Freisinnigkeit zu dulden wurde ein Ehrenpunkt bei ihnen. Man schämte sich der Eingriffe despotischer Willkür in das Leben des Geistes. Die Zerstücklung in kleine Staaten, deren jeder in seiner innern Verfassung für sich bestand, öffnete dem Verfolgten eine Zuflucht in einem einsichtsvolleren Nachbarstaate, wenn er das Unglück hatte, einem anzugehören, wo noch dumpfe Finsterniß herrschte, und Furcht der Regierenden dieselbe zu erhalten bemüht war.

Die günstige Aussicht, seinen Fiesco auf die Bühne zu bringen, die sich Schillern durch Herrn von Dalbergs Mittheilungen eröffnete, die Nothwendigkeit, seiner äußern Existenz eine sichre Basis unterzulegen, bewogen ihn, den ihm so lieb gewordenen einsamen Aufenthalt zu verlassen. Er sah diese Entfernung anfangs nur als eine Reise an, und Frau von Wolzogen, vielleicht in der Hoffnung, Schillers Verhältnisse in Würtemberg wieder herzustellen, begünstigte diese Ansicht.

Der fortgesetzte Briefwechsel mit seiner mütterlichen Freundin gibt uns das treueste Bild von dieser Epoche seines Lebens.

Dritter Abschnitt.

Rückkehr nach Mannheim.

Auf der Reise nach Mannheim.
Julius, 1785.

Eben, meine Theuerste, treffe ich einen Mann, der in Ihre Gegend geht, und mir diesen Brief an Sie zu bringen verspricht. Ich bin glücklich gereiset und schon funfzehn Stunden näher an Frankfurt. Wir hatten gestern etliche Regengüsse auszustehen, die aber nicht viel für uns zu bedeuten hatten, und nun ist's das schönste Wetter. O, meine Beste, wie herzlich froh bin ich, daß der Abschied überstanden ist, und wie herzlich vergnügt wäre mir die Nachricht, daß sie ihn verschmerzt hätten.

Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung. Glauben Sie mir, meine Theuerste, je tiefer ich die Welt kennen lerne, und je mehr ich unter Menschen gehe, desto tiefer graben Sie sich in mein Herz, und desto theurer werden Sie mir.

Sie werden gestern einen traurigen Tag, und ohne unsre Lotte noch einen traurigern Abend auszustehen gehabt haben — aber der Tag und Abend meiner Wiederkunft sollen Sie gewiß vollkommen dafür belohnen.

Jetzt leben Sie wohl. Der Kutscher wird Ihnen einen langen Brief bringen. Tausendmal leben Sie wohl, ewig theuer dem Herzen Ihres Freundes

S.

Frankfurt a. M. den 25 Julius 1783.

Eben komme ich hier an, meine Beste, und da ich befürchtete, durch lange Verzögerung und Mangel der Gelegenheit in dieser Stadt viel zu verzehren, so nahm ich kein Bedenken, gleich mit Extrapost abzugehen. Diesen vermehrten Aufwand werde ich durch die Verkürzung meines Aufenthaltes in Mannheim wieder einbringen, denn ich freue mich ungleich mehr auf die Ankunft in Bauerbach bei Ihnen, als auf meine Tage zu Mannheim.

Da mich gegenwärtig bombardirt der Friseur, der Schwager und andre Commissionen, so bleibe ich Ihnen meine Empfindungen und was ich sonst noch an Sie zu bestellen habe, bis auf meine Ankunft in Mannheim schuldig. So lange werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche.

Alle Augenblicke werde ich abgerufen, ich bin ganz verwirrt — O, meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Men-

Menschen fällt mir unsre Hütte im Garten ein — wär' ich schon wieder dort! Die liebe, gute Lotte grüßen Sie mir herzlich. In ungefähr sechs Tagen haben Sie wieder Nachricht von mir. Ich möchte gern Morgen im Theater zu Mannheim eintreffen, weil ich da eine Ueberraschung machen kann.

Leben Sie tausendmal wohl. Ewig Ihr

S.

Mannheim, den 28 Julius 1783.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben.

Meier hat eine Wohnung und Kost für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht. Mein Geld zur Rückreise habe ich bei Seite gelegt, und kann indessen drei Wochen hier bleiben. So stehen meine Finanzen.

Nun, meine Beste, werden Sie wissen wollen, wie ich die Sachen bei meiner Ankunft gefunden — Nicht gar zum besten.. Dalberg ist von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, wird aber erwartet. Iffland ist nach Hannover, soll aber in etlichen Tagen auch wieder kommen. Also bin ich einige Zeit wenigstens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden habe ich durch meine Ankunft viel Freude gemacht, sie aber sehr klar merken lassen, daß ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hiesigen Aufenthalt zur Absicht habe. Bis Dalberg also zurück ist, kann ich Ihnen nicht das Geringste von Aussichten sagen. Und ich würde sie schwerlich benutzen, meine Theuerste, wenn sie mir auch in die Hände liefen, sobald mein Aufenthalt bei Ihnen im geringsten dadurch litte. Gestehen muß ich Ihnen, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert.

Sie haben mich einmal verwöhnt — ver-

dorben sollte ich sagen — daß ich den lebhaftesten Eindrücken der großen Welt beinahe verschlossen bin.

Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach.

So leer und verdächtig ist mir Alles, seit ich von Ihnen bin, und so wenig Geschmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich seyn, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann, und wie sehr wird meine Glückseligkeit bei Ihnen durch diesen Ausflug gewonnen haben.

Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspor-

nen, bald, bald wieder bei Ihnen zu seyn; und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft seyn. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dieß reine Bündniß seyn.

Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das Meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus.

Heute werde ich auch meinen Eltern und Ihrem Wilhelm nach Stuttgart schreiben. Grüßen Sie mir unsre liebe Lotte, welcher ich das

nächstemal schreibe. Auch der Tante sagen Sie, daß ich sie recht sehr lieb habe. Alle die Ihrigen sind so gut und bleiben mir ewig werth.

Schreiben Sie mir doch ja bald, wie Sie leben, ob Sie mich noch lieben. Zwar das hoffe ich gewiß. Schreiben Sie mir Ihre ganze Lebensart vom Morgen bis in die Nacht, und was Ihnen sonst begegnet — auf diese Weise überzeugen Sie mich doch, daß Sie mich im Herzen tragen, wie ich Sie in dem meinigen.

Die liebe gute Lotte küssen Sie in meinem Namen (wenn's erlaubt ist). Ihr

F. Schiller.

An Wilhelm von Wolzogen.

Mannheim, am 28 Julius 1785.

Gestern, mein liebster Freund, kam ich hier an und setze mich jetzt gleich nieder, Ihnen von der Mama und Ihrer Schwester die besten Versicherungen zu geben. Was mich die Tren=

nung von den Ihrigen, die doch nur 5 — 6 Wochen dauert, empfinden läßt, darf ich Ihnen nicht erst gestehen. Ich trage mich mit der Hoffnung auch Sie, mein Bester, während der Zeit, daß ich Ihnen so nahe bin, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und wenn Sie vom Obrist v. Nicolai auf drei Tage Urlaub nach Heilbronn bekommen können, so wollen wir uns da ein Rendezvous geben. Schreiben Sie mir das bald, und bleiben Sie mein Freund wie ich der Ihrige bin.

F. S.

Mannheim, den 11 August 1783.

Aus einem Tumult von Zerstreuungen fliege ich an Ihr Herz, beste Freundin, denke mich zu Ihnen in Ihr neues Stübchen hinein, wo auch ich vielleicht jetzt Ihr Gedanke bin, und erzähle Ihnen mein jetziges Schicksal. Vor allem Andern tausendfachen Dank für Ihren lieben, zärtlichen Brief. Also weiß ich gewiß,

daß Ihr Herz noch für mich das vorige ist — womit beweise ich Ihnen doch, daß es auch das meinige bleiben wird!

Die vierzehn Tage, die ich jetzt in Mannheim zugebracht, sind beinah ganz fruchtlos für mich gewesen. Dalberg war abwesend, einige Schauspieler in Urlaub, die mehrsten Familien auf's Land ausgeflogen und eine unerträgliche trockene Hitze verdarb mir beinah allen Genuß des Lebens. Das Theater hat mir wenig genützt, weil des Sommers wenig Stücke gegeben werden, die wichtig sind, auch ohne Schaden nicht gegeben werden können. Zudem war auch die Anwesenheit der Kurfürstin und des Zweibrücker Herzogs Schuld, daß meistens Alltags-Komödien vorkamen, wovon d i e s e Liebhaber sind. Viel habe ich auch nicht gearbeitet, weil Zerstreuung und Hitze es mir unmöglich machte. Also die Summe vom Ganzen ist — ich habe diese Zeit über wenig gewonnen.

Dalbergs Ankunft aber scheint sehr viel für

mich verändern zu wollen. Gestern traf er hier ein, und wurde gleich von meinem Hierseyn benachrichtiget, das ihm höchst angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichste Art zuvorkam, und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreise will er nichts wissen, und läßt sich sonst noch allerlei gegen mich merken, wofür ich, Gottlob! keine Ohren mehr habe. Ich war heute bei ihm und zwar sehr lange, Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesco soll gegeben werden, und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um, und setze die Vorstellung durch. Morgen (Mittwoch den 13) wird meine Luise Müllerin gelesen, in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hat, und dann wird

sich's entscheiden, ob sie hier vorgestellt wird. Dalberg versprach, mir zu Gefallen meine Räuber und einige große Stücke spielen zu lassen, um die Stärke der Schauspieler daraus zu beurtheilen und mich in Feuer zu setzen. Meine Räuber sollen mich freuen.

An Schwan habe ich mich am meisten attachirt, und Sie, meine Theuerste, schätzen ihn ja auch. Ihm allein habe ich meine Müllerin vorgelesen, und er ist äußerst damit zufrieden.

Von Wieland hat er mir Briefe gezeigt, die beweisen, daß Wieland sehr warm für mich fühlt und groß von mir urtheilt. Dieses letzte ist mir wegen vieler Umstände nicht gleichgültig. Bei Schwan habe ich auch sonst gute Bekanntschaften gemacht.

Nach dato war ich nirgends als in Oggersheim, wo die Kurfürstin wirklich residirt und man mir das Schloß und den Garten gezeigt hat. In dem Wirthshaus, wo ich im vorigen Jahr sieben Wochen gewohnt habe, bin ich

auf eine Art empfangen worden, die mich sehr gerührt hat. Es ist etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergessen zu werden. Die nächste Woche will ich in Gesellschaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren. Mein Vater schreibt mir heute, daß er sich Hoffnung mache, ein Rendezvous in Bretten zu veranstalten. Von Wilhelm erwarte ich alle Tage Briefe, vorzüglich aber von ihnen, meine Beste.

In Absicht auf meine Aussichten mit dem hiesigen Theater und meinen Stücken, kann Ihnen dieser Brief nicht das Geringste bestimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreise; denn nichts in der Welt wird mich fesseln.

Schwan räth mir an, wenn meine Stücke zum Theater gebracht werden sollten, mit Dalberg um den Preis der ersten Vorstellung bei jedem zu accordiren, weil ich dann aus beiden zusammen genommen 4 — 500 fl. würde zu ziehen haben, und dann in einem halben Jahr

das Stück zum Drucke verkaufen könnte. Auch räth er mir beide abschreiben zu lassen, und nach Wien, Berlin und Hamburg Exemplare davon zu versenden, wo mir vielleicht die Theater einen Preis zuerkennen würden. Sie wissen, meine Theuerste, wie mißtrauisch mich das widrige Glück gegen die glänzenden Offerten gemacht hat, und werden mir also glauben, daß ich nimmermehr darauf baue. Ich bin froh, wenn ich 200 fl. für beide Stücke vom Theater gewiß habe; doch will ich Schwans Rath sehr gerne befolgen.

Das ist also Alles, was ich Ihnen jetzt von meinen Angelegenheiten sagen kann. Es steht noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptsache einig werden.

Aber, meine beste, liebste Freundin, wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt! Wie sehr haben Sie in meinen Augen neben diesen neuen Bekanntschaften gewonnen! Ich will und kann auch recht fleißig bei Ihnen arbeiten. Mein

Aufenthalt in B. soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben, und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen — Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte Tausend zu verderben. — Aber wie bringen denn Sie jetzt Ihre Tage zu? Sehr düster, sagt mir Ihr letzter Brief.

Hoffentlich ist Lotte wieder bei Ihnen gewesen, oder wirklich noch bei Ihnen. Sollten Sie bei dieser lieben, vortrefflichen Tochter eine Freude vermissen? Beste Freundin, Sie haben das seltene Glück, so gute Kinder — so liebe Geschwister, und einen (wenigstens Einen) recht treuen und zärtlichen Freund zu haben; und doch sollte eine Melancholie bei Ihnen einwurzeln können? Sollten Sie — eine Christin —

die es fühlt, daß der Faden unsrer Schicksale durch die Hand Gottes geht, an wahren Glückseligkeiten des Lebens verzweifeln? Nein, meine Theuerste, ich weiß, dieses thun Sie nicht; und wenn das Ihre Beruhigung vermehren kann, ich hafte Ihnen für ewige Freundschaft.

Daß Sie mich hunderttausendmal der lieben Lotte empfehlen, versteht sich; und sagen Sie ihr auch, daß ich schon einen Brief an sie angefangen, aber wieder zerrissen habe, weil ich ihr unmöglich kalt schreiben, und die Madame * * keinen warmen sehen kann.

Reinwald grüßen Sie, und beide Pfarrers. Auch die Judith lasse ich schön grüßen, und es freut mich, daß sie mich noch lieb hat.

Grüßen Sie mir alle Plätze in Bauerbach, und lassen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzeren verdrängt werden soll. Lassen Sie, beste Mama, mich Ihren zärtlichen Sohn nennen.

Schiller.

Mannheim, den 11 September 1783.

Endlich kann ich mich wieder zu Ihnen wenden, meine Theuerste. Wie viel tausend Besorgnisse wegen meines monatlangen Stillschweigens in Ihrem zärtlichen Herzen aufgestiegen seyn mögen, kann ich mir leicht einbilden, und ich fürchte, Sie haben den wahren Grund davon errathen. Schon drei Wochen liege ich krank, meine Beste, ohne Lebensgefahr, Gottlob; aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszustehen habe, hat mich entsetzlich mitgenommen, und ob ich gegenwärtig schon, bis auf Mattigkeit und Schwäche des Kopfes, wieder genesen bin, so werde ich dennoch vor 14 Tagen nicht aus dem Hause können. Schon die acht Wochen, die ich in Mannheim zubringe, wüthet eine gallichte Seuche in der Stadt, die so allgemein ist, daß unter 20,000 Menschen, 6000 krank niederliegen. Meier ist während meines Hierseyns daran gestorben; ein Freund, dem ich viel schuldig war. — Jetzt, Gott sey Dank! ist

die Epidemie im Sinken, und für mich befürchten Sie nichts mehr. Ich war in den besten Händen, und würde wie ein Kind des Hauses gepflegt, wurde sogar, weil mein Kopf sehr angegriffen war, einem andern Doctor übergeben.

Ich hatte mir vorgesetzt, Ihnen, meine Theure, Schritt vor Schritt, alles was sich für mich Schlimmes und Gutes hier ereignen würde, zu wissen zu thun; meine Krankheit hat dieses nichtig gemacht, und ich muß Ihnen nunmehr kurz und summarisch Bericht von allem Vergangenen und Künftigen abstatten, und meine Sachen in die möglichste Kürze zusammenziehen.

Ihr letzter Brief, der mich nothwendig traurig machen mußte, da er aus einem traurigen Herzen floß, hat gewissermaßen den Ausschlag in meinen Zweifeln gegeben.

Eben als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entschluß gethan. Sie erinnern Sich, meine Beste, daß ich Ihnen

mein Ehrenwort gegeben, mich nicht selbst an=zubieten, und in keinem Fall den ersten Schritt zu einem Engagement zu thun. Ich gebe Ih=nen jetzt mit aller Freudigkeit eines reinen Ge=wissens dieses mein Ehrenwort wieder, daß ich mein Versprechen gehalten.

Dalberg selbst kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hier bleiben sollte. Er stellte mir frei, auf wie lange ich mit dem Theater accordiren, und was ich für meine Verwendun=gen fordern wollte? Ob ich Ihnen nun gleich bei meiner Abreise die Erklärung gethan, daß ich vielleicht den Winter hier zubringen wollte, so zweifelte ich doch heftig bei mir selber, und ein allmächtiger Hang zu unsrem stillen, herr=lichen Leben behielt schon die Oberhand, als Ihr Brief anlangte und ich erfuhr, daß Y * zwei Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wissen, meine Beste, daß mich die Ankunft dieses Herrn selbst aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort gewesen wäre; wie viel mehr mußte sie mich jetzt von meiner

Reise

Reise zurückhalten? Ich entschied also für die Anerbietungen Dalbergs, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig. Ich bleibe bis auf den Mai 1784 hier, und folgende Puncte sind unter uns festgesetzt: 1) bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesco — meine Luise Müllerin — und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit mächen muß. 2) der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1 September dieses Jahres bis zum letzten August des nächsten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen die heißeste Sommerzeit wegen meiner Gesundheit anderswo zuzubringen. 3) ich erhalte für dieses eine fixe Pension von 300 fl., wovon mir schon 200 fl. ausgezahlt sind. — Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorstellung, die ich selbst bestimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mein, und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken

lassen. Nach diesem Anschlag habe ich bis zu Ende August 1784, die unfehlbare Aussicht in Ordnung zu kommen, und einen beträchtlichen Theil der Einnahme auf Tilgung meiner Schulden verwenden zu können.

Danken Sie mit mir Gott, meine Beste, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwar zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe trösten, und gibt mir jetzt auch den Muth und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden. Bis dahin, meine geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft — wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein

allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung seyn. Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben. Fahren Sie fort, meine Theuerste, mich Ihren Sohn zu nennen, und seyn Sie versichert, daß ich das Herz einer solchen Mutter zu schätzen weiß.

Unsere Trennung, deren Nothwendigkeit ich Ihnen nicht erst beweisen darf, wird meine Gemüthsruhe wieder herstellen, eine Ruhe, die ich schon so lange nicht mehr genossen habe, weil die Unbestimmtheit meiner Aussichten mich unaufhörlich verfolgte. Mein hiesiger Aufenthalt wird mich auch in meiner Wissenschaft vollkommen machen, und mir desto gerechtere Ansprüche auf ein künftiges Glück verschaffen. Ich war also diesen Schritt mir selbst und meinem ehrlichen Namen schuldig, und Gott wird mich weiter führen.

Uebrigens kann ich Ihnen von meiner hie-

ſigen Lebensart nichts Anderes als Gutes mel-
den, und Vieles vereinigt ſich, mir Nutzen und
Vergnügen zu machen. Fremde und Einhei-
miſche ſuchen mich auf, und bemühen ſich um
meine Freundſchaft. Während meiner Krank-
heit habe ich die beſten Zerſtreuungen gehabt,
und mein Zimmer war ſelten von Beſuchen
leer. Den Tag vorher, eh' ich mich legte,
wurden mir zu Gefallen die Räuber gegeben,
und das Haus wimmelte von Zuſchauern.

Bei Dalberg ſpeiſe ich öfters und bei
Schwan, zwei Häuſer, wo die ausgeſuch-
teſte Geſellſchaft iſt, und in dem erſten geht
es fürſtlich zu. Im Theater gehe ich frei ein
und aus, wie in meinem eigenen Hauſe. So-
bald ich wieder ausgehen darf, werde ich einige
neue Bekanntſchaften von Stande machen, die
mich kennen lernen wollen. Ich bin recht ar-
tig logirt. — Ach, Beſte, wenn Sie mich
einmal überraſchen ſollten! In einigen Wochen
erwarte ich meine Schweſter.

Ihre glückliche Cur mit dem Flurſchützen-

Kinde war wirklich auch recht angemessen gut, und in der Noth waren die Mittel schon ganz recht. Diese gelungene That muß Ihnen eine wahre, herzliche Seelenwonne gewesen seyn.

Könnte ich Ihnen doch zur Versorgung unsres Wilhelms einmal Glück wünschen, meine Beste! aber der schleichende Gang des Herzogs und Obrist Seegners hat mir niemals gefallen wollen. Am Ende müssen sie aber doch.

Der guten Lotte empfehlen Sie mich millionenmal. Wär' ich doch jetzt nur einen Tag bei Ihnen beiden! wie gern wollte ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! — aber ein Zeitraum von acht Monaten ist im Ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man diese nicht aus? Dann haben Sie mich wieder, meine Theuerste, und wenn es der Himmel will, besser und glücklicher. Freuen Sie sich mit mir nicht auch auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegenfliegen? Sehen Sie, diese Hoffnung macht

mich auch schon in der Ferne froh, und ich genieße die freudige Zukunft schon jetzt.

Machen Sie sich diesen Winter doch ja recht viele Zerstreuungen. Ihre Oekonomie, Ihre Unterthanen, Ihre Kinder und meine Briefe sollen, denke ich, Stoff genug dazu seyn.

Den 12 September.

Ich brach gestern hier ab, weil ein Brief von meiner Familie kam. Meine guten Eltern freuen sich außerordentlich, daß sie mich einigermaßen versorgt wissen, und so nahe bei sich haben. — Gottlob, meine Beste, heute ist mein Fieberanfall das drittemal ausgeblieben, und ich fühle mich jede Stunde leichter. Das soll, hoffe ich, meine letzte Krankheit in Mannheim seyn. Da ich nun einmal Bürger darin geworden bin, so werde ich künftig unversehrt bleiben.

Ja, meine theure Freundin, ich habe eine Fluth von Geschäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe. Das

Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß aber mein ganzes Schicksal entscheiden. —

Wir haben einmal von der Freimaurerei gesprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sey.

Dem sey, wie ihm wolle; ich werde jetzt anfangen, mit aller Anstrengung fleißig zu seyn, und mich in mehreren Fächern versuchen. Verlassen Sie sich darauf, daß Sie mich etwas gescheidter wieder finden.

Dem guten Reinwald sagen Sie tausend Schönes. Nah und fern bin ich sein redlicher, treuer Freund, und auch ihn seh' ich wieder. Ihrer lieben, guten Mina empfehlen Sie mich.

Ich denke oft an das gute Geschöpf; sie hat sich mir unvergeßlich gemacht.

Wenn Sie an Wurmb schreiben, so erzählen Sie ihm die Ursache meiner Abwesenheit, und versichern Sie ihn meiner ewigen Achtung.

Der Verwalter Vogt wird hoffentlich schwer mit Geld beladen zurückgekommen seyn. Könnte ich doch, wenn ich Bauerbach wiedersehe, schon den Grundstein zur neuen Kirche gelegt finden! Es bleibt dabei, daß ich etwas darin stifte. Dem guten Bibraischen Pfarrer empfehlen Sie mich auch, und bleiben Sie ihm um meinetwillen gut. Alles, was mich in und um Bauerbach interessirt, soll herzlich gegrüßt seyn.

Meine Sachen lasse ich alle dort, weil ich doch gewiß wieder komme. Die entlehnten Bücher schicken sie aber Reinwald zu, daß er sie an ihre Besitzer zurückschaffe. Jetzt muß ich abbrechen. Sobald ich ganz gesund bin, erfahren Sie es. Nunmehr hunderttausend Lebewohl von Ihrem Sie ewig liebenden

Sch.

Unserer Lotte schreibe ich im nächsten Briefe ganz gewiß. Sagen Sie ihr das, und versichern Sie dieselbe meiner ewigen Freundschaft. Jetzt wird Y. vermuthlich bei Ihnen seyn, und kaum gedacht werden an den armen Entfernten.

Mannheim, den 1 Nov. 1783.

Ich sehe in den Kalender, und finde mit Schrecken, daß wir schon im November sind, und Sie, meine Theuerste, den ganzen October noch keinen Brief von mir haben. Eigentlich hätte ich Ihnen nichts Erhebliches zu schreiben gehabt, als daß ich schon 3 — 4 Wochen wieder ein Recidiv von dem traurigen kalten Fieber auszustehen hatte, und noch ausstehen muß. Geschäfte und neue Bekanntschaften, die außerhalb Mannheim meiner warteten, und überhaupt die böse Rhein- und Sumpfluft der Gegend, haben mich zu keiner Besserung kommen lassen, und wahr-

scheinlich werde ich schwerlich vor dem eigentlichen Winter vollkommen gesund. Doch kann ich in den freien Stunden meine nöthigen Geschäfte verrichten. — Neues ist für mich nichts vorgefallen, was mein Glück beträfe. Es bleibt Alles bei den Nachrichten meines letzten Briefes, und ich bin zufrieden. Von Ihren lieben Kindern habe ich bis jetzt lauter Gutes erfahren. Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe, auch von Frau ***, der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier besuchte, ein Meßgeschenk nebst meiner Silhouette geschickt habe. — Hier folgt auch eine für Sie, meine Theure, wenn mein Andenken anders noch so viel Werth in Ihrem Herzen hat, daß es neben den lieben Söhnen einen Platz in Ihrem Zimmer findet. Doch ist auch der Herzog Georg darin.

Ich glaube immer, Sie sind wirklich nicht in Bauerbach, vielleicht in Raßdorf oder Walldorf? Wo Sie auch sind, begleiten

Sie meine zärtlichsten Wünsche, und Sie sollen überall glücklich seyn. Der guten, lieben Lotte empfehlen Sie mich auf das wärmste und innigste. Verzeihen Sie mir dießmal meine Eilfertigkeit. Sie glauben kaum, wie entsetzlich ich von Dalberg wegen Herannäherung des Carnevals belagert werde.

Trösten Sie sich damit, daß Sie und meine Eltern diejenigen sind, denen vor andern Menschenkindern zehnmal geschrieben wird.

Ich bin aus meinem Logis ausgezogen; meine Adresse ist also an Schwan. Ewig Ihr wärmster und innigster Freund

F. S.

Mannheim, den 13 Nov. 1783.

Meine vorigen Nachlässigkeiten zu verbessern, und mich vorzüglich durch die wiederholte warme Versicherung meiner noch unverletzten Zärtlichkeit zu entsündigen, will ich Sie heute mit einem langen Briefe quälen. — Doch im Ernst, meine Beste, ich habe

eben ein verdrießliches Geschäft geendigt, und will mir jetzt in Ihrer Gesellschaft einen desto süßern Augenblick machen.

Mein böses kaltes Fieber scheint nunmehr nachlassen zu wollen; denn ich habe bereits seit drei Tagen keinen Anfall gehabt. Ich lebe aber auch erbärmlich genug, um es vom Halse zu schütteln. Schon vierzehn Tage habe ich weder Fleisch noch Fleischbrühe gesehen. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, und dieses geht so Mittags und Abends. Allenfalls gelbe Rüben, oder saure Kartoffeln, oder so etwas dazu. Fieberrinde esse ich wie Brod, und ich habe sie mir expreß von Frankfurt verschrieben.

Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstage sechs Bouteillen Burgunder geschickt; — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolg getrunken; doch muß ich Ihnen gestehen, daß ich mir äußerst wenig aus dem Wein mache, so wohlfeil und gut er

hier zu haben ist. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier.

Sobald ich gesund bin, wird überhaupt meine Kost sehr einfach eingerichtet.

Zuverlässig hätte ich meine Schulden schon auf den bestimmten Termin bezahlt, wenn ich nicht von den vier Monaten meines hiesigen Aufenthaltes acht bis neun Wochen krank gewesen wäre, welches mich entsetzlich zurückgebracht hat. Es schadet mir wenigstens über dreißig Ducaten. Wenn mir aber Gott jetzt meine Gesundheit schenkt, so will ich sie gewiß auf das edelste anwenden und mit Weisheit erhalten. Ich habe Dalberg schon bei Errichtung unsers Contractes prävenirt, daß ich den Sommer nicht in Mannheim zubringen würde, meiner Gesundheit wegen. Er war auch damit zufrieden, — und da ich zu Ende Aprils, höchstens Mai's, meinen Vertrag mit ihm beinahe doppelt erfüllt haben werde, so kann ich ungehindert gehen. Verlängert sich mein Contract noch auf ein Jahr, so komme ich zu Ende Sep-

tembers nach Mannheim zurück. In der Zwischenzeit werden Sie so gnädig seyn, mich — nicht Flüchtling, sondern Freund — in Bauerbach aufzunehmen. Beste Wolzogen, nehmen Sie das nicht als kahle Vertröstung oder Grille auf. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich schon jetzt darauf freue, daß ich nur darum gern hier bin, um in bessern Umständen zu Ihnen zurückzukehren. Das wissen meine hiesigen Freunde auch sehr wohl, und werden oft böse auf mich, daß ich so sehr das Heimweh nach Sachsen habe. Sollten Sie, meine Theure, mich so wenig kennen, daß Sie mich einen Augenblick im Verdacht haben, als ob ich so sehr an der großen Welt hänge, wie Sie es nennen? Sie kennen meinen Charakter — wissen ganz meinen Hang zum einfachen, stillen Vergnügen und geräuschlosen Freuden. Sie werden mir auch hoffentlich einräumen, daß ich in den Vergnügungen und Verführungen dieser großen Welt kein Neuling mehr bin, daß ich ein wohl vorbereitetes

Herz hineingebracht habe. — Ich eile Ihnen aufrichtig zu gestehen, daß zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann; aber sie wird gewiß bald verfliegen. Ueberdieß halten Sie meine hiesigen Verbindungen für zu weitläuftig, zu wichtig. Meine Bekanntschaften sind bis jetzt noch ziemlich eingeschränkt. Das Dalbergsche und das Schwansche Haus sind die vorzüglichsten. Außer diesen vermenge ich mich mit Niemand genau, und mit den Schauspielern lebe ich höflich und aufgemuntert, sonst äußerst zurückgezogen. Böck, der Beste an Kopf und Herz, und ein wirklich solider Mann, ist derjenige, mit dem ich am vertraulichsten umgehe. Sonst besuchen mich viele Gelehrte, und Künstler von hier; aber sie kommen und gehen, ich attachire mich sehr delicat.

Von Frauenzimmern kann ich das Nämliche sagen; — sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere

machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider ist. Die Wittwe meines Freundes Meyer, dessen Tod ich hier erleben mußte, und ihre Schwester, ein hübsches Mädchen, beide Stuttgarterinnen, sind mir besonders in meiner Krankheit sehr lieb geworden. Die erste kochte mir mein Krankenessen auf's billigste. Sie hat von einer Besoldung von 1500 fl. da ihr Mann noch lebte, auf 300 fl. herabgehen müssen. Ein schwerer und harter Fall! — Die vielen Verbindlichkeiten, die ich dem Verstorbenen schuldig bin, haben mir es zur Pflicht gemacht, seiner Wittwe wenigstens mit meiner Theilnahme und Freundschaft zu dienen.

Trunck, ein katholischer Geistlicher, dessen Verfolgung und Schicksale Sie im deutschen Museum lesen, ist ein guter Freund von mir, und hat mich während meiner Krankheit öfters besucht. Es ist ein lebendig herumgehender Be-

Beweis, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind.

Die Staatsräthin von la Roche kenne ich sehr gut, und diese Erscheinung war eine der angenehmsten meines ganzen hiesigen Lebens. Sie setzte Schwan so lange zu, mich nach Speier zu bringen, daß ich wirklich, für meine Gesundheit zu früh, vor ungefähr sechs Wochen ausging, und mit ihm, seiner Tochter und Hofrath Lamais Tochter die Reise machte. Wir haben in großer Gesellschaft mit ihr zu Mittag gespeist, wo ich wenig Gelegenheit fand, sie recht zu genießen; doch fand ich gleich, was der Ruf von ihr ausbreitet, die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen funfzig und sechzig alt ist, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat. Acht Tage darauf zieht mich ein Landsmann, M. Christmann von Ludwigsburg, wieder nach Speier, wo ich sie eine Abendstunde lang ganz genoß, und mit Bezauberung von ihr ging. Ich weiß und bin stolz darauf, daß sie mit mir zufrieden war.

Bei ihr habe ich eine mir eben so schätzbare Bekanntschaft gemacht: Baron von Hohenfeld, Domherr zu Speier, der mit Herrn von la Roche in Diensten des Kurfürsten von Trier war, und welcher, da dieser wegen einiger Umstände, die ihm Ehre machen, mit Ungnade seine Dimission bekam, seinem Freunde das Opfer brachte, seine Entlassung zugleich zu begehren und die ihm angebotene lebenslängliche Pension unter der Bedingung ausschlug, daß sie Hrn. von la Roche gegeben würde. Dieser Hr. von Hohenfeld, der jetzt die la Rochische Familie in seinem Hause bei sich hat, worin er nur ein Zimmer und eine Kammer für sich behält, ist der edelste Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein solcher Mann kann mich mit dem ganzen menschlichen Geschlecht wieder aussöhnen, wenn ich auch um mich herum tausend Schurken wieder begegnen muß. — Es freut mich, daß Sie der la Roche geschrieben haben. In Zukunft lassen Sie mich die Mittelsperson seyn; denn ich möchte gern

zwei solche liebe, gute Menschen, wie Sie sind, mit einander —

Am 14 November.

Stellen Sie sich vor, meine Beste, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reise nach Frankfurt gemacht, kamen hier durch, und blieben von gestern bis heute vor einer Viertelstunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (Sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen wie vom

Himmel gefallen. Um sie ein wenig herum zu führen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde; habe ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt. Abel, der meinen Aufenthalt bei Ihnen weiß, sagt mir, daß einige Personen in Stuttgart darum wissen, daß aber das Gerücht nicht weiter gekommen und sich ganz verloren habe.

Der Würtemberger Neuigkeiten sind gar keine, oder sehr wenige. Die Akademie ist eben noch das alte vorige Einerlei.

(Nachdem hier ein schiefes Lebensverhältniß, in das ein Bekannter gerathen, der voll stolzer Ansprüche und Plane war, erzählt worden, fährt Schiller fort:)

Gottlob! so gibt es doch noch außer mir Narren, und größere. Ich wollte nur Pfarrer werden — und bleibe hangen am Theater.

Meine lieben Landsleute haben nur Urlaub auf drei Tage gehabt, sind schon zehn Tage aus, und reisen in aller Eil, beim erbärmlichsten

Wetter fort. Denken Sie einmal, beide sind zu Pferd — Professor Abel mit Sporen in den Mannheimer Gassen; beide mit Hirschfängern und runden Hüten, wie Studenten von Jena! — Endlich wird doch Stuttgart gewiß, wo ich bin, und wie mir's geht! Herzlich lieb ist mir's, daß das letzte zu meinem Vortheil beantwortet werden kann.

Einen andern Spaß habe ich erlebt. Den 19 dieses Monats ist der Namenstag der Kurfürstin, und hier werden die Namenstage und nicht die Geburtstage gefeiert. Man bittet mich, zur Feier desselben eine öffentliche poetische Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publicums auf dem Theater sollte abgelegt werden. Ich mache sie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt

zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpen-fête eingestellt. Dalberg aber thut es nicht anders. Er will meine Rede drucken lassen.

Warum ich noch Niemand von meiner Familie hier gehabt, fragen Sie? Der wahre Grund sind die Unkosten von beiden Seiten.

Die Reise muß deßwegen auf das Frühjahr verschoben werden. So seh' ich alsdann zwei herrlichen Besuchen entgegen. Einer, der mir gemacht wird, und ein andrer eben so angenehmer, den ich mache.

Die liebe, gute Lotte hat immer noch keinen Brief von mir; — aber plötzlich werde ich mich einmal einstellen. Empfehlen Sie mich ihr auf das wärmste. Das Nämliche gilt von der schriftstellerischen Tante.

Reinwald erinnern Sie an die Manuscripte.

Sie selbst leben glücklich, wie Engel im Himmel, wenn meine Wünsche was gelten — behalten mich lieb — und glauben mit Zuver-

sicht, ohne meine Versicherung, daß ich ewig bin Ihr

Schiller.

Mannheim, am neuen Jahr 1784.

Was um Gotteswillen! ist Ihnen widerfahren, meine Freundin, daß Sie mir schon ganze Monate lang keine Spur Ihres Daseyns mehr gaben, und meinen letzten fünf Blatt langen Brief so ganz unbeantwortet lassen? — Da ich mir keine Veränderung Ihrer Denkungsart vorstellen kann, so muß ich nothwendig eine Krankheit anklagen; denn daß Ihr Brief oder der meinige liegen geblieben, ist ganz unwahrscheinlich. Ich beschwöre Sie, meine Beste, lassen Sie mich nicht länger in einer so traurigen Ungewißheit, die mir in meiner jetzigen Lage (denn noch bin ich nicht vom Fieber frei) äußerst schwer auffällt.

Denken Sie sich in meine äußerst angestrengte Situation. — Um mit Anstand hier

zu leben und die mir vorgesetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden heraus zu schlagen, — um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publicums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten müssen, und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt.

In zehn Tagen wird der Fiesco mit allem Aufwand bei Eröffnung des hiesigen Carnevals gegeben, und diese Lustbarkeiten dauern zwei Monate fort, und werden mich ziemlich incommodiren, denn ich muß meine Stücke alle selbst anordnen. Sonst bin ich mit meinen hiesigen Verhältnissen zufrieden, und ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalbergs. Doch was schreib' ich dergleichen? — Vielleicht haben Sie mich ganz vergessen, vielleicht sind Sie meine Freundin nicht mehr, — vielleicht, Gott bewahre mich! krank? — Ich

bitte Sie, bei Allem was Ihnen theuer ist, reißen Sie mich aus dieser entsetzlichen Unruhe; nur zwei Worte, und dann will ich Ihnen wieder genug antworten.

Also, hören Sie! Nur eine kurze Versicherung ich bin Ihre Freundin wie vorher, und Sie machen einen fröhlichen Mann aus Ihrem

Schiller.

An Wilhelm von Wolzogen.

Mannheim, den 18 Januar 1784.

Bester Freund — Daß Sie mir ja nicht wegen meines langen Stillschweigens zürnen, davon Sie den richtigsten Grund schon von selbst errathen haben. Wahrhaftig ich kann mir meinen Leichtsinn und meine Nachlässigkeit in Beantwortung der Briefe nicht vergeben, und noch weniger abgewöhnen. Eltern und Freunde und Buchhändler klagen über mich. Glauben Sie indessen, mein Bester, daß diese Unrichtigkeit im Schreiben in gar keinem Zu=

sammenhang mit meiner Freundschaft und meinem Herzen ist. Wie sehnlich wünschte ich Ihr Schicksal zu Ihrem Vortheil entschieden! Wie ganz fühle ich Ihre Lage! — es war auch die meinige. Sollten Sie aber am Ziele noch unterliegen? — Sie haben eine Meile zurückgelegt. Machen Sie immer auch diese Spanne noch. — Es wird sich, es muß sich bald auflösen.

Ihre Neigung, Jurist zu werden, hat in so fern meinen vollkommensten Beifall, wenn Sie Ihrem jetzigen Fach nicht ganz ungetreu werden wollen. Die Verbindung der Jurisprudenz mit dem Studium der Finanzen berechtigt sie zu dem größten und fruchtbarsten Posten in einem Staate, und öffnet Ihnen eine der glänzendsten Bahnen, aber, mein Lieber, werden Sie sich in diesem neuen, weitschichtigen Feld nicht zu sehr verlieren? Wird die nothwendige Beschäftigung mit den Elementen einer so trocknen Wissenschaft Ihrem nach thätigem Denken verlangenden Geist nicht un-

erträglich werden? Wird es Ihre Seelenkräfte nicht theilen? — Die Engländer werfen sich mit allen Geisteskräften auf einen oft eingeschränkten Theil einer Wissenschaft und Kunst, und werden in diesem einzig und groß. — Es ist gefährlich, die Fläche zu weit aus einander zu breiten; denn sie wird in eben dem Grade dünner und schwächer. Indeß können Sie von Ihrem Talent und Ihrer Jugend mit Recht einen glücklichen Fortgang erwarten. Ich bin auch darin Ihrer Meinung, daß Würtemberg nicht nothwendig die Sphäre Ihrer Wirksamkeit seyn müsse. Immer arbeiten Sie über diese hinaus. — Doch werden Sie vielleicht einige Jahre mit Vortheil hier wirken. Man ficht anfänglich ja auch nur mit dem Rappier, — und lernt damit Fertigkeit und Gewißheit auf dem ernsthafteren Degen.

An meiner sächsischen Reise auf den Sommer soll mich nichts als Krankheit und Tod hindern, — und diese, mein Bester, machen wir mit einander. — Dieser Zeitpunkt ver-

spricht mir die seligsten Augenblicke. Aber sagen Sie mir doch, Lieber, was muß geschehen seyn, daß Ihre Mama mir schon auf zwei große Briefe nicht geantwortet hat, da sie doch immer in diesem Punkt mich beschämt hat? Morgen werde ich den dritten schreiben, und wenn dieser das nämliche Schicksal hat, so weiß ich nicht, was ich denken soll, da keine erkältete Freundschaft statt finden kann.

Ueber diesen Punkt, liebster Freund, beruhigen Sie mich doch bald.

Sie können Ihre Mutter vielleicht feuriger lieben, — vielleicht auch nicht; aber mehr Ursache als ich können Sie nicht dazu haben.

Die vorige Woche hat man hier auf das prächtigste meinen Fiesco gegeben, und in diesem Carneval wird er noch zweimal wiederholt. Wirklich druckt man an meiner Luise Müllerin, welche in höchstens vier Wochen zu haben seyn wird.

Ich bin jetzt Mitglied der kurfürstlich deutschen Gelehrten = Gesellschaft, und also mit

Leib und Seele kurpfälzischer Unterthan. — Diese Kleinigkeiten interessiren Sie vielleicht nicht weniger als mich, mein Bester, die Ihrigen.

Empfehlen Sie mich meinen Freunden in der Akademie, Professor Abel, Bach, Lempp, dem ich nächstens schreibe, und allen übrigen, die mich nicht ganz vergessen haben. Ewig der Ihrige

Schiller.

In einem Briefe vom 11 Februar 1784, der nur Particularitäten enthält, meldet Schiller seiner Freundin:

„Gestern kam die kurfürstliche Bestätigung meiner Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Dieses, meine Theure, ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement; denn jetzt bleib' ich.“

Mannheim, den 26 Mai 1784.

Nunmehr, meine Theure, kann ich Ihnen mit freiem unbefangenem Herzen wie der

schreiben, da Sie mich aufs Neue Ihrer Freundschaft versichern und die meinige nicht zurückstoßen. Gewiß, nicht einen Augenblick haben Sie aufgehört, mir das zu seyn, was Sie mir immer waren — nur der Eigensinn meines Schicksals könnte mich in Lagen versetzen, worin ich gezwungen war, mein eignes Herz zu verläugnen. Es ist vorbei — es soll wenigstens vorbei seyn, und eine glückliche Zukunft mache den Fehler der Vergangenheit wiederum gut.

Zur endlichen Erlösung und Anstellung Ihres Wilhelms wünsche ich Ihnen tausendmal Glück. Er hat darum bluten müssen, und wird jetzt die Freuden der Freiheit desto lebhafter fühlen. Das Angenehmste bei der Sache war mir, daß meine Furcht, er würde nach Hohenheim versetzt werden, ungegründet gewesen. Nun, hoffe ich, wird es doch eines von seinen ersten Geschäften seyn, die liebe Mutter und Schwester zu besuchen — Natürlicherweise führt ihn dann zwar nicht der nächste Weg, aber doch der Weg der Freundschaft über

Mannheim, ich habe die Freude, meine Zärtlichkeit gegen die Mutter dem Sohn zu beweisen, und Ihre unbegränzte Liebe zu mir, Ihre vielen Aufopferungen für mich durch eine innige Freundschaft mit Ihrem Liebling in etwas wenigstens zu belohnen. Bringen Sie es ja dahin, meine Beste, daß Wilhelm über hier reis't — wer weiß, ob er mich nicht in einer Lage antrifft, die mir verstattet, ihn zu begleiten?

Ihren Aufenthalt in Ihrem einsamen Häuschen beneide ich, und dieses um desto mehr, da mich die sengende Hitze des hiesigen Klima's Alles für meine Gesundheit befürchten läßt. Schon jetzt ist die Luft hier so glühend, wie sie nur unter der Linie seyn kann, und die Winde, statt abzukühlen, brennen, als wenn sie aus einem Badeofen kämen. —

Den 7 Julius.

Dieser angefangene Brief ist entsetzlich lang liegen geblieben. Neulich, wie ich im Schrei=

ben begriffen war, lassen mich Fremde in den Pfälzer Hof bitten, und bereden mich zu einer Reise nach Heidelberg. Ich komme mit meinem lieben Fieber zurück, und heute finde ich den angefangenen Brief an Sie, unter meinen Papieren wieder. Ich will ihn also den Augenblick fortsetzen.

Vor einem Monat waren Herr und Frau von K. hier, und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite, und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen. Jetzt sind sie wieder in Landau — haben aber versprochen, öftere Besuche hier abzulegen.

Gestern bekomme ich wieder Visitencharten von Herrn von B. und Frau von L., die aus der Schweiz zurückkommen. — Das Unglück aber traf es, daß ich eben nicht zu Hause bin, und kam ich noch zeitig genug Abschied von ih-

nen

nen zu nehmen. Sie hoffen durch Meinungen zu kommen, und werden Ihnen also ohne Zweifel in Bauerbach eine Ueberraschung machen. Unterdessen soll ich Ihnen tausend Empfehlungen schreiben. Sie glauben nicht, meine Beste, wie theuer mir Alles ist, was von Ihnen spricht und nach Ihnen verlangt.

Daß ich in Frankfurt gewesen, wissen Sie vermuthlich. Durch R. werden Sie auch noch andere Kleinigkeiten von mir hören können, oder bitten Sie ihn, Ihnen meinen letzten Brief zu lesen zu geben. Ich kann nicht läugnen, daß mir die Zeit meines Hierseyns schon manches Angenehme und Schmeichelhafte widerfahren ist; aber es ging doch nie bis auf den Grund meines Herzens, und dieses blieb doch immer kalt und leer. Krankheit und Ueberhäufung von Geschäften, gossen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie, nie werde ich jene frohen heitern Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines

Aufenthaltes in Bauerbach so reichlich genoß. Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Wald zurückdenken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeit lang verreisen sollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke so viel in meinem Schicksale verändern würde! — und doch hat dieser Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entschieden. War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden? — Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. — Ich kann nicht einen Augenblick sagen, wie lang wein hiesiger Aufenthalt dauern wird. Gegenwärtig wenigstens könnte ich ihn unmöglich abreißen, da mich tausenderlei Fäden binden, und meine

Verfassung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewisse Zeit zu contrahiren. Daß ich aber früher oder später eine Reise zu Ihnen machen kann, bin ich vollkommen gewiß überzeugt.

Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme ein Paquet aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die gewiß in Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann. Die Andere hatte sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst.

Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte

Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu seyn — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne

mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.

Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin — aber eine öftere Widerlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille leidenschaftlose Muse verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtseyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich ma=

chen kann. Dieses Bewußtseyn hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.

Den 15 Juni.

Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt, und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen. Leben Sie wohl, und empfehlen mich tausendmal Ihrer lieben Lotte; grüßen Sie auch die Tante — an Wilhelm will ich die nächste Woche schreiben, wenn er mich nur hier überraschte! — Ich habe gehört, daß Hr. v. Y. über Mannheim nach Meinungen gehen werde. Es sollte mich herzlich freuen, wenn er einige Tage bei mir zubringen wollte.

Für Ihren Freund, und auch für den meinigen, kann ich doch nie zu viel thun. Tausendmal leben Sie wohl, meine Beste, und erinnern sich Ihres Ihnen ewig treuen Freundes

Friedrich Schiller.

Vierter Abschnitt.

Leipzig. Dresden. Weimar.

Es ist zu beklagen, daß dieser Brief der letzte ausführliche ist, der sich im Nachlasse der mütterlichen Freundin fand. Durch die drei neuen Bekanntschaften, die er andeutet, ist er von Bedeutung für Schillers Leben. Neue freundschaftliche Verbindungen geben seinem Lebensgange eine andere Richtung; denn dieser ward meist von seinem Herzen bestimmt, dessen Stimme vor allen andern bei jeder Veränderung in seinen Planen für das Leben gehört ward. Mit befreundeten Menschen mußte er sich umgeben fühlen, wenn er wahrhaft leben sollte.

Den Gang seiner Geistesarbeiten bezeichnet Körner.

„Es war in Schillers Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem würtembergischen Repertorium, und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas

zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publicum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht

war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“

Zu den dramatischen Stoffen, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee: Shakespeare's Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Carlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die, wahrscheinlich von Herrn von Dalberg veranlaßte Vorlesung dieser Scenen des Carlos am Darmstädter Hofe, an dem der Herzog von Weimar eben gegenwärtig war, führten Schiller zuerst in die Sphäre der höhern und feinern Gesellschaft ein. Diese Dichtung, welche den ewigen Widerstreit des innern Lebens mit dem Zwange politischer und conven-

tioneller Verhältnisse darstellt, wurde besonders günstig in der Hofwelt aufgenommen. Manches Fürstenherz, dessen wärmste Gefühle der Welt geopfert waren, fand seine eigene geheime Geschichte darin enthalten, und seine stillen Empfindungen in den Worten des Dichters ausgesprochen. Wahr und zart hatte der Genius diese Bilder einer ihm fremden Welt in ihm hervorgerufen. Politische Verhältnisse konnte eine philosophische Ansicht der Geschichte auffassen, das glühende Colorit der Liebe von dem eigenen Herzen den Geschöpfen der Phantasie angehaucht werden; aber die Haltung, den zarten Umriß in der leidenschaftlichen Bewegung und dem Betragen dieser dramatischen Gestalten winkte die Muse zu; und des Dichters leiser Tact folgte ihrem Winke.

An die liebenswürdige damalige Frau Landgräfin von Darmstadt und den aufmunternden Antheil, den sie bei dieser Vorlesung gezeigt, erinnerte sich Schiller immer mit Vergnügen. Des Herzogs von Weimar Güte, die ihm den

Rathstitel verlieh, gestaltete seine Zukunft; und der Beifall eines Fürsten, der, wie Körner mit Wahrheit sagt, „an das Vortreffliche gewöhnt war,“ mußte Schillern höchst erfreulich seyn. Dieses neue Verhältniß gab ihm auch eine sichrere Stellung gegen Würtemberg.

Die Bekanntschaft mit Frau v. K., deren der letzte von den oben mitgetheilten Briefen erwähnt, wurde bei dem längern Aufenthalt derselben in Mannheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit der er in näherem Verhältnisse stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernste Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältnisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schil-

lers Haltung im geselligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, dessen er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er den innigsten Antheil an ihrem Schicksal.

In einem der obigen Briefe gedenkt Schiller des Vergnügens, welches er im Umgang der Tochter seines Freundes, des Buchhändlers Schwan, fand. Die Anziehungskraft, die das liebenswürdige geistvolle Mädchen auf ihn ausgeübt, scheint von dauernder Art gewesen zu seyn. Im neunzehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters, der eben seine Gattin verloren, als Schiller nach Mannheim kam. Margarete Schwan, war nach der Schilderung einer verständigen, dem Hause vertrauten Person, ein sehr schönes Mädchen, mit großen ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen

Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, welches ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familien=Cirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, ob er gleich ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war. Er las ihr die Scenen aus seinen Stücken vor, wie er sie eben vollendet hatte, und recitirte ihr Verse mit besonderm Ausdruck. Der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig; und eine geraume Zeit blieb bei Schiller das Verhältniß ein bloß freundschaftliches; erst im Herbst und Winter 1784 und 1785 schien das Herz sich einzumischen, und beide junge Leute mochten sich mit dem Gedanken an eine Verbindung für das Leben tragen. Bei der Abreise nach Leipzig, im März 1785, empfing er von der Freundin ein schönes Andenken, und ein Briefwechsel wurde verabredet. Dieser be=

gann, und Margarete äußerte von der Zeit an, gegen ihre vertrauteren Freunde die Hoffnung auf eine baldige Verbindung mit Schiller. Im April 1785 schrieb dieser dem Vater, und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Herr Schwan, ohne Margareten mit diesem Antrage bekannt zu machen, gab eine abschlägige Antwort und gründete diese auf das mildernde Motiv, daß seine Tochter bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters, sich zu Schillers Gattin nicht passe. Margaretens Richtung im folgenden Leben soll bewiesen haben, daß Herr Schwan richtig gesehen, und auch hierin als Freund gegen Schiller gehandelt habe. Dieser brach nun natürlich die schriftliche Unterhaltung mit der Tochter ab, wodurch das gute Mädchen, die die Ursache des Schweigens nicht kannte, sehr betrübt ward. Sie soll gegen Freunde ihren Schmerz frei geäußert haben. So löste sich dieses Verhältniß, ohne alle Schuld von Schillers Seite, auf. Eine freundschaftliche Verbindung

be=

bestand fort, und Margarete nährte vielleicht noch stille Hoffnungen, besonders als sie im nächsten Jahre mit ihrem Vater nach Leipzig reisen durfte, wo Vater und Tochter bei Schiller die freundlichste Aufnahme fanden. Als dieser, verheirathet, nach Schwaben reiste, besuchte Margarete ihn und seine Gattin, wenn ich nicht irre, in Heidelberg. Letztere fand sie sehr liebenswürdig, und erzählte mir, sie sey, wie Schiller selbst, bei dem Wiedersehn sehr bewegt gewesen. Margarete verheirathete sich, und starb im sechs und dreißigsten Jahre, an den Folgen einer Niederkunft.

Wie alle edleren männlichen Naturen, behielt Schiller immer ein liebevolles Andenken an die Frauen, die ihm zärtliche Gefühle eingeflößt. Diese Erinnerungen bewegten ihn jederzeit, und er sprach selten davon. Immer war ihm die Liebe etwas Ernstes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Psyche sich vermählt, nicht der leichtsinnig flatternde Knabe.

Verdrießlichkeiten mit einigen Mitgliedern des Schauspieler-Personals, Mißmuth darüber, daß er seine höhern Ansichten von der Bühne nicht geltend machen konnte, wie aus den Erinnerungen an jene Zeit, die er uns mittheilte, und aus seinen Briefen an Herrn von Dalberg hervorgeht, bewogen ihn Mannheim zu verlassen. Die Ausarbeitung des Don Carlos und die Rheinische Thalia, die ihn ausschließlich beschäftigten, banden ihn an keinen bestimmten Aufenthalt.

Körner und Huber, zwei junge Gelehrte in Leipzig, waren die Freunde, die Schillers Genius in der Sendung begrüßten, deren sein letzter Brief erwähnt, und die von ihm mit so warmer Empfindung aufgenommen wurde; Minna Stock, Körners Braut, und ihre Schwester Dora hatten die freundlichen Gaben gearbeitet. Tröstend und schön ist's zu fühlen, wie ein günstiges Geschick aus kleinen Anlässen Ver-

bindungen erzeugt, die auf das ganze Leben einen wohlthätigen Einfluß üben. Der Einfall einer glücklichen Stunde, den vier gute Menschen ausführten, gab Schillern das, was er vor allem bedurfte, einen Freund, der seinen Geist aufzufassen vermochte, und mit seinem Herzen zu empfinden wußte. Die Freundschaft mit Körner, die der gemüthervereinenden Liebe zum Idealen entblühte, wurde zum segensvollen dauernden Bande für das wirkliche Leben. Tugenden und Vorzüge des Geistes, Ruhe und Heiterkeit, die dem Grunde eines reinen Gemüths entquollen, immer rege Empfänglichkeit für die Mittheilungen des Genius, ein natürliches Gefühl für das Schöne und Wahre und ein sichres Urtheil, aus dem Schatze der mannichfaltigsten Ausbildung geschöpft, fesselten Schiller an diesen trefflichen Freund; und immer wachsende Begeisterung für alles Große und Schöne, und treues Forschen nach Wahrheit gaben dem Bunde Bestand bis zur Trennung durch den Tod.

Körner lebte in der schönen Frühlingszeit glücklicher Liebe, als er sich Schillern näherte. Einer ansehnlichen Familie in Leipzig entsprossen, von allen Vortheilen einer wissenschaftlichen und liberalen Erziehung begünstigt, lebte er einzig den Wissenschaften, bevor er in den sächsischen Staatsdienst trat, und als Appellationsrath nach Dresden versetzt wurde. Seine Minna, schön, geistreich und liebenswürdig, im engen Familienkreis von einer trefflichen Mutter mit einer ihr ähnlichen Schwester erzogen, hatte sich alle gesellschaftlichen Talente erworben, die das Leben schmücken. Der Vater, ein braver Künstler, lehrte die Töchter richtig zeichnen; Musik, im väterlichen Hause fleißig geübt, und durch Körners Talent für's Clavier und seine schöne Baßstimme belebt, gab die anmuthigste Unterhaltung, so wie das Lesen der besten Dichter und Schriftsteller den Geist bereicherte.

Huber, der sich durch Schriften späterhin in der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt ge=

macht hat, war durch Geist und Neigung diesem Cirkel eng verbunden, und es erhielt sich zwischen ihm und Schiller stets ein freundschaftliches Verhältniß.

Mit Körner hatte sich von Mannheim aus ein Briefwechsel angeknüpft. Das Verlangen nach persönlicher Bekanntschaft wuchs, und im April 1785 folgte Schiller der Einladung, sich in Leipzig diesem glücklichen Kreise anzuschließen. Auch seine Freundin, F. von K., riefen Familienverhältnisse nach Sachsen. Diese neuen, so wie seine früheren Verbindungen ließen ihn eine Heimath des Herzens in diesem Lande hoffen; und da der Herzog von Weimar ihn durch den verliehenen Titel anerkannt und geehrt, schloß sich die Aussicht auf eine künftige bürgerliche Existenz dieser Hoffnung an.

Das Anschauen einer fremden bewegten Welt und jene Verbindungen, die ihn die Freuden vertrauter Freundschaft genießen ließen, wirkten wohlthätig auf Schillers Gemüthsstimmung in Leipzig. Jünger, der zu früh

verstorbene Schauspieldichter, durch den er auch mit einigen Gliedern der Leipziger Bühne vorzüglich mit Seconda und seiner Frau, bekannt wurde, Göschen, ein gebildeter Buchhändler, und der schon erwähnte Huber schlossen um Körner einen geistreichen geselligen Kreis. Schiller verlebte einige angenehme Sommermonate in Golis, einem nahgelegenen Dorfe, das durch das anmuthige Wäldchen, das Rosenthal genannt, mit der Stadt verbunden ist. Dort dichtete er das Lied an die Freude. Gern gedachten alle diese Freunde der fröhlich verlebten Tage, in die auch Körners glückliche Verbindung fiel. Dieser mußte seine Stelle in Dresden antreten; auch Hubern zogen Dienstverhältnisse und Neigung dorthin; und Schiller folgte diesen ihm so lieb, so unentbehrlich gewordenen Freunden.

Die reizende Lage an dem großen Strome, die mannichfaltig anmuthige Umgebung, die Kunstsammlungen, die wissenschaftlichen Anstalten machen Dresden zu einem wünschens-

werthen Aufenthalte. Fremde aus allen Weltgegenden versammeln sich hier, und geben der Gesellschaft Bewegung und Leben. An den Ufern der Elbe liegt in einem von Weinbergen umschlossenen Thale das kleine Dorf Loschwitz. Dort besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, in welchem Schiller mit der Familie seines Freundes die schönsten Tage verlebte. Ein Gartensaal auf der Anhöhe, wo sich der Weinberg an ein Fichtenwäldchen anschließt, war Schillern eingeräumt; dort arbeitete er an seinem Don Carlos. Immer gedachte er der ersten Zeit seines Dresdener Lebens mit Vergnügen. Die tägliche Unterhaltung mit seinem Freunde, in der er sich über seine liebsten Gedanken aussprechen konnte, beruhigte und erheiterte ihn. Körners klarer Geist gab ihm seine Ideen gestalteter und in fruchtbarerem Zusammenhange zurück; seine Lebensansicht wurde entschiedener, und die Geschichte ergriff er wahrscheinlich in dieser Epoche als Zweck seiner geistigen Thätigkeit,

der sich eine äußere Existenz anschließen sollte. Wie auf einer fruchtbaren, freundlichen Insel dachte er hier zu ruhen, und die Erscheinungen der vorübergleitenden Muse zu erwarten.

Die talentvollen und liebenswürdigen Frauen wußten dem Leben immer eine erfreuliche Abwechslung und einen eignen Zauber zu geben. Die geistvollen Copien in Pastell, viele der vorzüglichsten Bilder aus der Dresdener Galerie, machten später Dora Stock rühmlich in der Kunstwelt bekannt. Was sich durch Geist und Kunst auszeichnete, erschien in diesem Kreise. Auch gab die äußere große Welt, der Körner als Staatsdiener nicht ganz entfliehen konnte, wiewohl damals noch in manchen lästigen Formen befangen, Schillern manche neue Ansicht. Unter dem gerechten und weisen Regenten lebte jeder sicher. Von Despoten=Launen, die die Existenz bedrohten, wie sie Schiller früher erfahren, war nichts zu befürchten. Alles ging im gewohnten Gleise. Aber die alten Formen, das eiserne Herkömmliche, das Alles

bindend und hemmend umgab, erschien strebenden Geistern auch als Tyrannei. Durch alle Grade hindurch hielt Regel und Gewohnheit jeden gefesselt, und Tadel und Mißdeutung drohte jedem von der gezogen Linie abweichenden Schritt. So hielten Abgemessenheit und Steifheit auch das Gespräch und die Aeußerungen des Geistes in unerfreulichen Schranken. Im engeren Freundes-Cirkel hielt man sich für diesen äußern Zwang schadlos.

Ueber Schillers geistige Thätigkeit und die Erzeugnisse derselben während des Lebens in Dresden hören wir Körner:

„Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereute oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befrie-

digte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: Der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte, und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben,

wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas enthält.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte, unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde; sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publicums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen."

Außer dem engen und so reichen Freundeskreise zogen Schillern noch mancherlei andere Verbindungen an. Der Theaterwelt konnte er sich nicht entfremden; zu sehr schloß sie sich

an seine Dichtungssphäre. Einer der damals vorzüglichen Schauspielerinnen, Sophie Albrecht, gedachte er immer als einer geistreichen und liebenswürdigen Gesellschafterin. Er besuchte sie häufiger, da sie auch die Vertraute einer Leidenschaft war, die ihm eine ausgezeichnete Schönheit einflößte. Auf einer Redoute hatte er das schöne Fräulein zuerst gesehen, sich ihr genähert, und war gefällig von ihr aufgenommen worden. Er sah sie bei jener Schauspielerin, und durfte sie auch in ihrem eignen Hause besuchen. Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln, und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrne leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahr-

heit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Constellation nicht zu glauben, und Schillers Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen. Die Geliebte hatte ihrem Freunde die Weisung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie da in Familiengesellschaft sey. Seine Freunde wußten, daß sie dann von der Mutter begünstigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft begann; aber Ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin, und die Stimme der erstern ward überhört. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden versplittert. Seine Freunde selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, drangen auf seine Entfernung. Die Trennung kostete dem Mädchen viele Thränen; sie scheint sich gegen ihr Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben; und Schiller freute sich stets, daß sie in späterer Zeit glücklich wurde. Es ist zu bedauern, daß

an sie gerichtete Briefe und Gedichte verloren gegangen sind.

Die Einsicht in diese Verirrung, das Gefühl der erfahrenen Täuschung und Selbsttäuschung, welches ihm nach der kurzen Periode dieser Herzensangelegenheit blieb, war nicht erfreulich und von einer bittern Nachempfindung begleitet. Wahrscheinlich wirkte diese auf die Gestaltung der Griechin im Geisterseher. Ein glückliches Geschick führte unsern Freund bald zur Wahrheit, zu besseren Namen in der Frauenwelt.

Schiller begab sich im Frühling 1787 nach Weimar, wohin ihn seine Freundin F. von K. längst eingeladen hatte. Wielands Anträge, Mitarbeiter am deutschen Merkur zu werden, kamen ihm freundlich entgegen, und den Ort, wo dieser, Goethe und Herder lebten, wo die größten Geister Deutschlands begünstigt, in schöner Freiheit wirkten, mußte er in jedem Sinn kennen lernen.

Goethe war damals in Italien; von Wie-

land und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte in einem noch höhern Grade auf seine Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben; Wieland ist jung, wenn er liebt.“

Dieses traulichere Verhältniß gab Anlaß daß Schiller zu einer dauernden Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde; wie denn die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, für Wieland sehr erfreulich war. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen; er lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze, für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehören, und zugleich durch

Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichnen.

Die Weimarische Welt wirkte im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweichend als entgegenkommend. Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hause der Herzogin Amalia, wo man sonst jede neue Erscheinung freundlich begrüßte, war man mit Studien und Zurüstungen zur italienischen Reise beschäftigt. Der Herzog, viel abwesend, scheint damals keinen besondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeschlossen. Die vorzüglichsten Geister übten so großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenstand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geschwatzt, als gedacht, und das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich heiter zu entfalten, fehlte.

Seine Stimmung war trübe, und vielleicht

leicht aus eigner Schuld, oder weil kein glücklich mitwirkender Zufall eintrat, fühlte er sich sehr isolirt; nur bei Wieland und F. von K. war ihm wohl, und mit Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Schulz, dem Verfasser einiger Romane und Reisebeschreibungen, hatte er zuweilen einen heitern Abend. Ein Club, der sich wöchentlich versammelte, erhielt ihn in Verbindung mit der guten Gesellschaft; Bode, Bertuch, Corona Schröder und mehrere gebildete Familien fanden sich da zusammen. Schiller unterhielt sich mit einer Partie Whist. Auch wissen wir von ihm, daß er mit dem Geheimen Rath Schmidt, der viel Antheil an der Literatur nahm, und früher in Verbindung mit Klopstock gestanden, oft interessante Gespräche über Richardsons Clarisse, die dieser, wie Schiller selbst, sehr hoch hielt, geführt habe. Das Theater beschäftigte damals seinen Geist wenig.

Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt. Am Ende

des October 1787 machte er eine Reise nach Meinungen zu seiner, dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester, und der treuen Freundin, Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse.

Fünfter Abschnitt.

Neigung, Rudolstadt.

Schiller erwähnt in einem Briefe an seine Freundin vom Mai 1784 flüchtig seiner ersten Bekanntschaft mit der Familie meiner Schwester, seiner künftigen Frau, und mit dieser selbst.

Wir kehrten aus der Schweiz zurück. Die Verhältnisse mit der uns nahe verwandten Wolzogschen Familie, und ein Besuch, den wir Schillers Aeltern auf der Solitude mit Frau von Wolzogen gemacht, veranlaßten uns, seine Bekanntschaft in Mannheim zu suchen. Er erschien bei uns, als wir eben abreisen wollten. Seine hohe, edle Gestalt frappirte uns; aber es fiel kein Wort, was lebhafteren Antheil erregte. Die mannichfachen und großen

Gegenstände, von denen wir so eben geschieden waren, füllten unsre Seele. Von den reizenden Ufern des Genfer-Sees, und dem freundlichen Vevay am Fuß der Alpen, das jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseau'schen Dichtung erblickt, von lieben Freunden, die hier wohnten, hatten wir uns mit Schmerzen getrennt.

Lavaters Umgang, ergreifend durch die Macht und Grazie des lebendigsten Gefühls, bei vorherrschender religiöser Stimmung, und die vaterländischen Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, in der wir mit Güte und Liebe aufgenommen wurden, tönten in unsrer Seele nach.

So sahen wir Schiller zum erstenmal, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken ließ. Der Theaterwelt waren wir fremd. In den Räubern hatten uns einzelne Scenen gerührt, die Masse von wildem Leben zurückgescheucht.

Aber es wunderte uns, daß ein so gewal-

tiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne. Fiesco und manche Gedichte der Anthologie hatten uns angesprochen. Gern hätten wir dieß geäußert; aber unser Zusammenseyn war zu kurz, als daß sich ein Gespräch hätte entfalten können. Wir scherzten oft in der Folge über die Kälte unsres ersten Begegnens.

Meine Schwester lebte mit meiner Mutter und mir in Rudolstadt, am Ufer der Saale, in einem Thale, dem ferne großgezeichnete blaue Gebirge und nahe waldumkränzte Anhöhen, von denen es umgeben ist, so großen Reiz verleihen. Die sanfte Krümmung des Flusses, die drei frischen und angebauten Thäler, die sich dem Auge eröffnen, geben der Gegend einen eignen mannichfaltigen Zauber. Dieser anmuthige Ort, in welchem sich erst unter der Regierung des gütigen kunstliebenden Fürsten Ludwig Friedrich und seiner geistvollen Gemahlin ein geistiges und geselliges Leben bildete, war damals todt und langweilig, und

stand hinsichtlich aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hinter den benachbarten Städten weit zurück. Obgleich es an wissenschaftlich gebildeten Männern nicht fehlte, ein Gymnasium, eine gute Bibliothek, eine Kupferstich-Sammlung und ein Naturalien-Cabinet alle Elemente zur Ausbildung darboten, ja sogar sich einige Poeten daselbst befanden, so ging von dem Allen doch wenig in den gesellschaftlichen Kreis über.

Unser trefflicher Vater, der als Forstmann berühmt war und dieser Wissenschaft eine neue Bahn brach, hatte eine große Welt- und Lebens-Ansicht. Friedrich der Große, aufmerksam auf ihn gemacht, suchte ihn in seine Dienste zu ziehen, um neue Einrichtungen in seinen Forsten zu treffen. Zu Ende des siebenjährigen Krieges ließ der große König unsern Vater nach Leipzig kommen, und die vortheilhaftesten Anträge, die von uns unter den Familien-Documenten aufbewahrt werden, waren das Resultat einer Unterredung mit ihm. Durch-

drungen von dem Lichtblick, dem großen Sinne und dem Wohlwollen des Königs, brach dennoch unser Vater die Unterhandlung ab. Die Schwierigkeit des Unternehmens, lang eingewurzelte Mißbräuche zu bekämpfen, die Bedenklichkeit, die Existenz vieler Individuen auf's Spiel zu setzen, da bei ihm nur die gute Sache und strenge Rechtlichkeit galten, schreckten ihn ab. Auch seine physische Unbehülflichkeit, da er im zwanzigsten Jahre am linken Bein und rechten Arm gelähmt ward, nur auf einen Stock gestützt gehen und alle Besichtigungen im Wald nur im Wagen machen konnte, war ein Hinderniß. Eine tiefe Verehrung des großen Friedrichs blieb ihm, die bei uns Kindern zum Enthusiasmus ward.

Der Vater wollte die Töchter besser unterrichtet sehen, als es in dem kleinstädtischen Wesen, das uns umgab, gebräuchlich war; und unsre Mutter, in deren liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag, die auch selbst eine bessere Erziehung genossen, ging ganz

in seine Gesinnung ein. Und freilich, wenn auch der Umgang mit dem Vater und der Mutter uns vor dem Gemeinen und Alltäglichen schützte, war bei unsrer aufgeregten jugendlichen Phantasie Bildung des Verstandes und eine ernste Richtung desselben nothwendig. Wir hatten früh vielerlei, wie es der Zufall bot, gelesen, meistens Bücher, die das Herz und Gemüth ansprechen; Schiller scherzte späterhin oft mit uns, und behauptete, man werde es uns immer anmerken, daß wir mit dem Grandison aufgewachsen seyen. Die Phantasie bot uns ihre schönsten Freuden, und unser tägliches einsames Hausleben, durch sie verschönert und reich, war uns so lieb, daß uns jede gewöhnliche Gesellschaft eine leidige Unterbrechung schien. Nur wer uns von fremden Orten und Gegenden erzählte, war uns willkommen; denn bei aller Freude am Hause erfüllte uns doch ein lebhaftes Verlangen, die Welt kennen zu lernen, und eine Sehnsucht nach der Ferne.

Daß dieses Leben in der Phantasie uns

nicht schädlich würde, dafür sorgte der Vater auf zweierlei Weise. Er bemühte sich sorgsam um die Ausbildung unsers Körpers; ihm machte es große Freude, wenn wir nach den Lehrstunden in muntern Spielen in freier Luft unsre physischen Kräfte übten. Unser Haus lag frei an einem Berge, und wir genossen alles Erfreuliche und Unbeschränkte des Landlebens. Dann sorgte er für die Entwicklung unsers Verstandes. Seiner klaren und weiten Weltansicht, die sich meist bei Tisch, wo er gerne lange saß, aussprach, und die gar nicht im Lehrton, sondern im heitern Gespräch in uns überging verdankten wir eine frühe Anregung desselben. Wir lernten den Geist erkennen und schätzen, der alle Erscheinungen auf ihren Ursprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unsern blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblick seines Verstandes feste Umrisse. Wir lernten zeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männ=

lichen Würde insbesondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Gestalt des Vaters, die Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und schöne Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild. Der Tod entriß uns den Trefflichen, als ich dreizehn Jahr alt war; die drei Jahre jüngere Schwester nahm aus meinem reiferen Anschauungsvermögen die Züge seines Bildes auf, das sich ihr unmittelbar noch nicht hatte einprägen können.

Meine Mutter wünschte eine Hofdamen-Stelle für meine Schwester, da sich mir schon in meinem sechzehnten Jahr ein Heirathsantrag dargeboten. Die edle Herzogin Luise von Weimar, der meine Mutter die Tochter am liebsten anvertraut hätte, interessirte sich für diesen Wunsch, und zeigte sich durch ihre würdige Freundin, Frau von Stein, die auch die unsre war, geneigt, ihn zu erfüllen. Damit meine Schwester sich für ihre nächste Bestimmung Fertigkeit in der französischen Sprache und Weltton erwürbe, beschloß meine Mutter, eine

Zeit lang in der französischen Schweiz zu leben. Diese Reise entzückte unsern jugendlichen Sinn, und durchwebte unser ganzes Leben mit lichten, schönen Bildern.

Wir lebten nach der Rückkehr in unserm kleinen Thale, in welchem zu bleiben ich durch meine Verheirathung bestimmt war, in Erinnerungen. Eine wehmüthige Sehnsucht nach dem Genfer-See wandelte uns freilich oft an. Doppelt altmodisch und traurig schienen uns die geselligen Umgebungen. Rege Phantasie söhnt sich indeß leicht auch mit der einförmigen Wirklichkeit aus, da sie Leben und Geist durch Alles zu hauchen weiß. Das Streben nach Kenntnissen, das die mannichfaltigen Ansichten der Menschenwelt und Natur in uns angeregt hatten, besonders das Lesen des Plutarch, zu dem wir immer zurückkehrten, der vertrauliche Umgang mit liebenswürdigen Jugendfreunden füllte und erheiterte unser Leben. Die geschmacklose Förmlichkeit eines kleinen Hofes gab uns, die wir noch voll waren von dem heitern freien

Leben der französischen Schweiz, Anlaß zu manchen tollen und muntern Einfällen. Damals ging noch keine Kunststraße durch dieß kleine Thal; ein Fremder war ein Phänomen, hinter den grünen Bergen. Oft erschienen wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen, auf Erlösung aus dieser Einförmigkeit hoffend; dennoch erfrischte uns immerwährend der Zauber dieser Berge.

An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andre Reiter war uns unbekannt und erregte unsre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, der seine verheirathete Schwester und Frau von Wolzogen in Meinungen besucht, am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend; deßhalb

wird man verzeihen, daß ich so viel von unsrer Familie geredet.

Schiller fühlte sich wohl und frei in unserm Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geistige mehr als Alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urtheilen und Vorurtheilen, nur der eignen Richtung unsrer Natur folgend. Dieß war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unsre Gespräche noch etwas Anderes aus der Welt seiner Dichtung berührten, die Briefe von Julius an Raphael und die auf diese sich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, sich unsrer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unsrer Freude sprach er beim Abschiede den

Plan aus, den nächsten Sommer in unserm schönen Thale zu verleben.

Wilhelm von Wolzogen hing an uns mit der herzlichsten Freundschaft. Wir waren die ersten weiblichen Wesen, die bei einem Besuche in der Akademie sein Herz gerührt hatten, und seine Jugendträume blieben an unser Bild geheftet. Bei jedem Abschiede forderte er in jugendlich ritterlichem Sinne, feierlich von uns das Versprechen, ihm zu schreiben, wenn er uns in irgend einer Noth helfen könne; vom Ende der Welt würde er zu uns eilen. Er bereitete sich zu einer Reise nach Paris vor, um sich ganz dem Studium der Architektur zu widmen; doch wünschte er nichts sehnlicher, als einst in unsrer Nähe leben zu können. Des Vetters freundschaftliche Gesinnung gegen uns theilte der Freund; unser kurzes Zusammenseyn ward beseelt und erhöht durch Innigkeit und lebendige Empfindung; deren Nachklang wie der Eindruck, den wir auf Schiller

gemacht, sich in folgendem Briefe des letzteren an Frau von Wolzogen ausspricht:

Weimar den 20 Dec. 1787.

Endlich! werden Sie sagen, endlich doch ein Brief! und in der That schreibe ich Ihnen etwas spät, wie wir angekommen sind. Aber die Geschäfte, die ich hier vorfand, haben mich bis jetzt nicht zu Athem kommen lassen. Sie werden mir das aufs Wort glauben, und verzeihen.

Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort seyn.

In Weimar hat Wilhelm sich nur zwei kleine Tage aufgehalten, wo ich ihn in den Club geführt, und ihn mit Bode, Wieland und Bertuch bekannt gemacht habe. Mlle. Schröter haben wir auch besucht und bei Kalbs zu Mittag gegessen. Ueber diese Dinge wird er Ihnen selbst Auskunft geben. Jetzt, meine liebste Freundin, sitze ich wieder unter Folianten und alten staubigen Schriftstellern wie begraben, und zehre gleichsam von der Erinnerung dieser zehn fröhlichen Tage, die ich bei Ihnen zugebracht habe. Wir haben uns doch wieder gesehen, und die freudige Entdeckung gemacht, daß wir die Nämlichen geblieben. Ohne Zweifel wohnen Sie jetzt wieder einsam in Bauerbach; aber ich beneide Ihnen manchmal diese Lage. Sie genießen da das höchste Glück in meinen Augen, Unabhängigkeit und Ruhe. Abwechselung können Ihnen die kleinsten Geschäfte geben.

Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Wilhelm von mir. Der lieben Lotte werde

ich

ich bald nach Hildburghausen schreiben. Ewig Ihr

Schiller.

Ein Brief, den Schiller einige Wochen nach dem oben mitgetheilten an seinen Freund K. schrieb, sagt deutlicher, welche Empfindungen der Besuch in Rudolstadt in ihm aufgeregt hatte; gewiß erfüllte damals schon eine lebhafte Neigung zu meiner Schwester sein Herz.

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück

gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. —"

Meine Schwester konnte wohl in jedem Sinne eine wünschenswerthe Verbindung für Schiller seyn. Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigern Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch

sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind.

Wir lebten in innigster Vertraulichkeit; alle meine Gedanken und Gefühle gingen in sie über, und ihr Glück war meine herzlichste Sorge, ja meine einzige Lebenshoffnung, da ich mich in einer Stimmung befand, die mich mein eignes ganz aufgeben hieß. Ihr Gemüth war wund und bewegt durch eine herzliche Neigung, die sie aufgeben mußte, da äußere Umstände ungünstig waren. Der edle und liebenswürdige Mann, dem ihre Neigung zugewandt war, sprach seine Liebe in allem Schmerz der Hoffnungslosigkeit aus, und nährte so die Empfindung, die für ihn sprach. Seine Verhältnisse trugen ihn im Militär-Dienst über das Meer nach einem andern Welttheile; und die Wehmuth eines solchen Abschieds tönte lange in dem Wesen meiner Schwester nach. Um sie

zu erheitern, veranlaßten wir einen Aufenthalt von einigen Monaten in Weimar, wohin auch die Aussicht auf die Hofdamenstelle führte, da die immer gleich gütige Herzogin fortdauernd geneigt blieb, ihres Versprechens zu gedenken, wenn eine Veränderung an ihrem Hofe einträte. Hier sah meine Schwester Schillern wieder. Er hielt sich in der gehörigen Entfernung, wie ihn die Umstände und seine Feinheit lehrten. Einige nachfolgende Billets und Briefe zeigen dennoch, wie sich sein Herz zu meiner Schwester gezogen fühlte, und welche Hoffnungen er an die Bekanntschaft mit ihr knüpfte.

„Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie handeln auch sehr grausam an der armen Komödie, daß Sie sie gerade in dasjenige Licht stellen, wo sie sich am allerkläglichsten ausnimmt, nämlich in eine Alternative mit Ihnen. Es könnte mich beinahe ärgern, daß sie nicht besser ist, oder daß es nicht irgend sonst eine Freude gibt, um Ihnen zeigen zu können, wie gerne ich sie für das größere Vergnügen versäume, um Sie

zu seyn. Hier könnten Sie mich zwar erinnern, wie lange Sie schon hier sind, und wie wenig ich mir dennoch Ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht habe; aber glauben Sie mir für jetzt, daß dieses Letztere das Erste so wenig umstößt, daß ich vielmehr, wenn ich mich selbst gewissenhaft darum befrage, eins durch das andere erklären muß. Mein Aufenthalt in Rudolstadt (worauf ich mich freue, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe) soll mich für das Versäumte schadlos halten, wenn anders eine Versäumniß von dieser Art nachgeholt werden kann; und alsdann, gnädiges Fräulein, hoffe ich Sie auch zu überzeugen, wie wenig meine bisherige seltene Erscheinung bei Ihnen der Unfähigkeit zuzuschreiben war, den Werth Ihres Umgangs zu empfinden. Ich fühle, daß dieses Billet Ihnen nicht ganz verständlich seyn wird; aber das hat auch sein Gutes; Sie werden dadurch gezwungen seyn, es noch einmal zu durchlesen, und um so weniger wird Ihnen dasjenige darin entge-

hen, wovon ich Sie vorzüglich überzeugen wollte — meiner ehrerbietigsten Achtung für Sie.

Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaus sehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag. Doch da sie nunmehr schwerlich mehr allein seyn werden, so muß ich dieses Billet bis morgen früh ersparen.

Schiller.

Sie können Sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Man kann den Menschen recht gut seyn, und doch wenig von Ihnen empfangen; dieses, glaube ich, ist auch Ihr Fall; jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat;

dieses wird oft von der Gesellschaft (ja oft von guter Gesellschaft) eingeschränkt; aber die Einsamkeit gibt es uns wieder, und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assemblee-Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gerne meine eigene Denkungsart unterschiebe.

Heute würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, Sie besuchen zu dürfen; aber ich bin schon von gestern her engagirt, eine Partie Schach an Frau von * * zu verlieren. Wie sehr wünschte ich nun, daß Sie eine Besuch-Schuld an sie abzutragen hätten, und daß Ihr Gewissen Sie antriebe, es heute zu thun. Die Tage haben für mich einen schönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf

hilft mir einen traurigen ertragen. Von ** habe ich gestern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angeneh=men Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er — und vorzüglich in Rudolstadt — genossen hat. An Frau von ** habe ich von Ihnen eine Empfehlung bestellt. In das Stammbuch will ich morgen schreiben.

Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil mei=ner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte, und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseyns auch die meinigen waren und die meinigen seyn konnten, so war mir Ihr Hierseyn doch schon an sich allein ein Ver=gnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Ab=

reise bringt mich um alles Dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sey? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache — aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebuuden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird

etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas seyn zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung seyn. Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen seyn, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet seyn, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen

sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin. Keine Correspondenz, Gott bewahre! das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir doch Nachricht geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann. Heute Mittag hätte ich Sie also bei Schardts sehen können, wenn mein guter Engel mich zu rechter Zeit erinnert hätte. Aber ich war wirklich nicht ganz wohl, um in eine ganz fremde Gesellschaft zu gehen. Sehen will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr. — Abschiede, auch auf kurze Zeit, sind etwas so Trauriges für mich. Vielleicht sehe ich Sie im Vorbeifahren noch; ich vermuthe auch, daß Sie jetzt immer umringt und beschäftigt seyn werden. Frau von ** wird um so mehr beklagen, Sie nicht mehr hier zu finden, wenn sie hört, wie nahe sie dabei war. Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier Jemand ist, der es unter

die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.

Vom Jones folgen hier noch drei Bände; die übrigen sind von der Bodischen Uebersetzung noch nicht heraus. Verlangen Sie sie aber, so kann ich Sie Ihnen in einer andern nach Rudolstadt nachschicken. Ihrem Hause empfehlen Sie mich recht schön, und suchen Sie zu machen, daß ich da ein wenig willkommen bin. Adieu. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Weimar, den 11 April 1788.

Sie werden in Rudolstadt nun wieder eingewohnt seyn, mein bestes Fräulein, und bei diesem schönen Wetter sich Ihrer ländlichen Einsamkeit freuen. Die Vergnügungen der Geselligkeit, wie man sie in Weimar und solchen Orten findet, werden gar oft durch Langeweile und Zwang gebüßt, den nothwendigen Uebeln

in den leidigen Assembleen. Diesen sind Sie jetzt glücklich entronnen, und ihr Familienkreis, fürchte ich, wird Sie für Alles schadlos halten, worauf Sie in Weimar vielleicht einigen Werth gelegt haben. Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie darf! Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edeln Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammen gerathen — oder nie mehr getrennt werden.

Seitdem Sie Weimar verlassen haben, ist die Erinnerung an Sie meine beste Gesellschaft gewesen. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt, und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr

machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich, zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu seyn! wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schönen Natur Ihre Wünsche aus-

füllen könnte. Hier wäre schon eine sehr wesentliche Uebereinstimmung zwischen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann sich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug ist, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Phantasie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dieß auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr so denken. Beides fürchte ich, und ich sehe ein, wie sehr ich Ursache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben.

Wie leben Sie jetzt in Rudolstadt? Wie haben Sie es da wieder nach der kleinen Abwesenheit gefunden? Ich kann mir recht wohl denken, wie ungeduldig man sich nach Ihnen gesehnt hat. In einem so engen Kreise ist eine solche Lücke sehr fühlbar; und

wahrhaftig, das Opfer war groß, das Ihre Familie Ihnen gebracht hat, Sie so lange zu entbehren. Sie hatten den Vortheil der Zerstreuung, des Neuen und der Menge; den Ihrigen fehlte dieß Alles. Jedes unter ihnen hat wahrscheinlich für das Eine eine eigenthümliche besondere Vertraulichkeit, die es nicht für das Andre hat. Manche Empfindungen, die Sie einer Schwester mittheilen, behalten Sie vor einer Mutter zurück, und auch umgekehrt. Alles Dieses hat also während Ihrer Abwesenheit unter dem Schlüssel bleiben müssen. Habe ich nicht recht? Und mit je weniger Menschen man lebt, desto mehr bedarf man dieser wenigen.

Seitdem Sie weg sind, habe ich Niemand von Ihrer hiesigen Bekanntschaft gesehen; ich kann Ihnen also auch nichts davon hinterbringen. Einer meiner intimsten Freunde, der mich dieser Tage hier besuchte, veranlaßte mich, ihn nach Gotha zu begleiten. Frau von ** war gerade da, wie ich dort ankam; aber

ich

ich habe sie nicht gesehen. Sie war nicht ihr eigener Herr; ich hätte bis den andern Tag warten müssen, und dieses konnte ich nicht. Morgen, höre ich, soll sie zurückkommen.

Schade, daß Sie jetzt nicht mehr hier sind; Sie würden öfters spazieren gehen, und sehen könnte ich Sie wenigstens mehr. Es ist jetzt gar freundlich und schön im Stern und im Garten, und die Nachtigallen schlagen. Ihren Favorit, die Schnecke (eine laubenartige Parkanlage, von einer Wendeltreppe, die bis zu ihrer Höhe führte, so genannt), habe ich heute bewundern gehört; der Herzog selbst nahm sie in Schutz, und hat ihr Gnade wiederfahren lassen. Haben Sie indessen meiner auch wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterstanden, Ihnen diesen Auftrag zu geben; aber Sie waren ja so gütig — und können Sie mir verdenken, wenn ich diese Gelegenheit hurtig ergriff, die Sie an mich erinnern wird? Aber die nothwendigsten Meubles müßte ich auch dabei haben, wenn es nur ir=

gend möglich ist; alsdann auch, wenn es angeht, die Kost; doch diese soll den Handel nicht rückgängig machen, wenn es damit Schwierigkeiten hätte, weil ich sie mir aus der Stadt würde holen lassen können. Noch einmal, bestes Fräulein, verzeihen Sie mir diesen Mißbrauch Ihrer Güte. Es soll der letzte Auftrag dieser Art seyn. Den Ihrigen sagen Sie recht viel Schönes von mir. Leben Sie recht wohl, und erinnern sich zuweilen meiner.

Schiller.

Weimar, den 2 Mai, 1788.

Sie haben die Angelegenheit, deren Besorgung Sie so gütig übernahmen, so ganz nach meinen Wünschen und über alle meine Erwartungen zu Stande gebracht, bestes Fräulein, daß ich Ihnen unendlichemal dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause, Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine ganze Exi-

stenz verdorben. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht; aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen, welches Sie mir dadurch verschaffen, statt alles Dankes ist. Meinem Lieblingswunsche steht also nichts mehr im Wege, als die Unsicherheit der Jahreszeit, die aber in wenigen Tagen wird gehoben seyn, und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger als etwa acht oder zehn Tage hier aufhalten soll. Zehen Tage sind also mein längster Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren schönen Gegenden, in dieser ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder finden, und Ihre und der Ihrigen Gesellschaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklasse, reichlich entschädigen.

Jetzt sind wir hier einzig an die liebe Natur verwiesen; die Komödie, ihre armselige Stellvertreterin im Winter, hat uns verlassen. Der Frühling ist dafür da, mit allen schönen Sachen, die er mitbringt. Mich verdrießt es ordentlich, daß ich diese lieblichen Tage hier in

der Stadt und auf den kümmerlichen Spaziergängen da herum so ganz und gar verlieren soll. Wie viel angenehmer sollten sie mir in Ihrer Nachbarschaft vorübergehen!

Sie warnen mich, bestes Fräulein, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht sagen, von Ihrer Freundschaft?) nicht zu viel versprechen soll. Mir ist in der That für nichts bange, als daß ich, bei allen Bestrebungen und Wünschen, nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne ihr Zuthun, mir gewährt, in Anschlag kommen kann. Aber Ihre Warnung, bestes Fräulein, erinnert mich, daß es doch wohl möglich seyn könnte, ich setze zu viele gute Meinung von mir bei Ihnen selbst voraus, und mehr, als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe zu verdienen. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich sollte, an mich selbst dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorstellung Ihrer Freundschaft gar wohl verleitet

haben könnte, sie als etwas schon Erworbenes und Entschiednes vorauszusetzen. Dieses, bestes Fräulein, und nicht meine Phantasie, habe ich zu fürchten, denn meine Phantasie, das glauben Sie mir! hat gar keinen Antheil an meiner Vorstellung von Ihnen. Ich bitte also für mich selbst um die Toleranz, die Ihre Bescheidenheit Sie von mir begehren ließ, und im Ernste bitte ich Sie darum. Werden Sie auch meine Fürsprecherin bei den Ihrigen; sagen Sie ihnen lieber recht viel Schlimmes von mir, daß sie doch durch das wenige Gute, was ich noch habe, überrascht werden und es mir höher anschreiben. Vor allen Dingen aber sagen Sie ihnen, wie sehnlich ich unserer näheren Bekanntschaft entgegen sehe.

Wolzogen hat mir noch nicht geantwortet. Seine Mutter (wie Sie vielleicht schon wissen) hat eine schmerzhafte Operation mit vieler Standhaftigkeit und glücklich überstanden.

Leben Sie recht wohl. Adieu.

Schiller.

Im Frühlingsmond 1788 bezog Schiller seine Wohnung in Volkstädt, eine halbe Stunde von der Stadt. Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenseitigen Ufer des Flusses sich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite geben diesem Platze den Reiz der Mannichfaltigkeit, zugleich einer Einsamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenstände überschaut. Auf einer kleinen Anhöhe, dem Hause gegenüber, die ein Wäldchen krönt, hat ein kunstliebender Verehrer Schillers ein Monument für ihn errichtet, wozu Dannecker seine kolossale Büste zu einem Bronze-Abguß verehrte. Oft wird dieser schöne Platz denen, die Schillern noch persönlich gekannt, und den jüngeren, seinem Geist befreundeten Bewohnern zum Ver-

einigungsplatz dienen, und Goethens sinnvolle Worte bewähren:

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffee-Visite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen

gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offnen reinen Gemüths, waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe.

Gibt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unsre Gemüths- und Geisteskräfte zu völliger Befriedigung, im Einklang fühlen, so ist dieß in der Blüthenzeit einer beginnenden geistigen Freundschaft. Die Zukunft lächelt

uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht gespannt und gedrückt durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltet sich unser Wesen frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften, und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, spiegelt sich Seele in Seele. Auf diesem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen. Als die ältere Tochter, die das Haus seit meiner Verheirathung mit Herrn von B. führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir so wohl geworden, mich so ganz über Alles aussprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz durch unvorsichtiges Baden in dem sehr kalten Genfer-See von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieser Stimmung

widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren, ward mein tägliches Bestreben. Innerlich lebte ich in meiner Ideenwelt; und besonders las ich von philosophischen Schriften, was ich auftreiben konnte. Der erste Theil von Herders Ideen hatte mich sehr befriedigt, und in reinerer Harmonie erklang mein ganzes Wesen nach dieser Lecture. Eine angeborne Heiterkeit des Geistes verließ mich selten. Mein lebendiges Gefühl durchdrang alle menschlichen Zustände meines Kreises; ich konnte kein Wesen leiden sehen, und mit Heiterkeit und Gewandtheit suchte ich alle Verhältnisse zurecht zu legen. Selten duldete ich eine Mißstimmung lange in meinem Kreise. Mein eignes verletztes Gefühl lösete sich meist in ein unendliches Mitleiden mit allen menschlichen Schwächen auf. So erhielt ich gute Laune und Harmonie um mich her; alles Heterogene fand ein Medium der Verbindung. Nur Engherzigkeit und langweiliges Haften an den Unbedeutenheiten des täglichen Lebens

wies ich trocken und kalt ab, und ein unversöhnlicher Haß gegen die Plattheit erhielt immer das geistige Interesse vorherrschend. Die Personen, die, außer Schiller, meine nächste Umgebung ausmachten, förderten diese Neigung.

Herr von B. hatte viele Kenntnisse und wissenschaftliche Ausbildung, und machte sich mit allen neuen Erscheinungen in der literarischen Welt bekannt. Der Baron Gleichen, mit dem wir, so wie mit seiner damaligen Braut, in geschwisterlicher Freundschaft und Vertraulichkeit aufgewachsen waren, gehörte zu unsrer beinah täglichen Gesellschaft. Er war einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen. Ausbildung des Geistes war sein innigstes Bedürfniß, und die reinste, wohlwollendste Gesinnung stellte sich in seinem ganzen Leben, wie in seiner ausgezeichnet schönen Gestalt dar. Er hatte viel Sinn für bildende Kunst; wir zeichneten, mahlten zusammen, und durchsahen Kupferwerke, die uns mit den

vorzüglichsten Werken der Kunst bekannt machten. Eine reinere, kindlichere Freude an schönen Formen findet man selten; er war recht zum Genuß des Schönen aller Art geschaffen. Keine anmuthige Bewegung der Seele wie des Körpers entging ihm; keine sinnige Rede, die dem Gedanken und dem Gefühl die ihm gehörende plastische Form gaben, ging ihm verloren. Sein ganzes Wesen war Religion, Achtung vor dem Gewissen, Abweisen alles Unrechts und zarte Schonung jedes Verhältnisses. Dennoch konnte dieser treffliche Mensch nicht zur Einigkeit mit sich selbst kommen. Er studirte alle philosophischen Systeme, um über die ewigen Fragen der Menschheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von seinem Scharfsinn gestört; er lebte immer im Zweifel. Unsre Gespräche betrafen meistens Gegenstände der Metaphysik; ich wünschte Ueberzeugung für meinen Freund. Schiller mußte sich uns ergeben, wenn er auch oft nach einer andern Richtung strebte, und dringend bat, die Me-

taphysik nur einige Tage ruhen zu lassen. In der Kantischen Philosophie fand unser Freund späterhin viel Beruhigung; und ein Geschäft, das ihn aufforderte, die Kräfte seines Geistes praktisch zu üben und äußere Beziehungen zu beachten und zu ehren, die Erziehung der Söhne seines Freundes, des Fürsten von Rudolstadt, entzog ihn seinem überwiegenden Hange zur Abstraction.

Der Fürst und sein Bruder, Prinz Carl, lebten als liebenswürdige Jünglinge viel in unserm Kreise, und bewahrten immer eine herzliche Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete in Volkstädt an seiner Geschichte der Niederländischen Revolution, und er las uns die einzelnen Abschnitte vor, wie sie vollendet waren. Auch der Geisterseher beschäftigte ihn, und das philosophische Gespräch in diesem Romane war vielleicht ein Nachklang unsrer vorherrschenden speculativen Unterhaltungen.

Die Werke der Dichter, die uns bis dahin

nur den schönsten Lebensgenuß und Trost ge-
währt, die wir, nur von dem natürlichen
Gefühl und Sinn geleitet, aufgenommen hatten,
ergriffen wir, in Schillers Ansicht, nun auch
mit Reflexion, und unser Gefühl und Geschmack
klärte sich selbst durch sicheres Urtheil auf. Zum
erstenmal lasen wir den ganzen Homer, von
dem uns nur Bruchstücke bekannt waren.
Was jeder Deutsche Voßens Uebersetzung zu
danken hat, ist unaussprechlich. Schiller las
uns Abends die Odyssee vor, und es war uns,
als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her.
Die Bekanntschaft mit den griechischen Tragi-
kern vollendete diese neue Gestaltung unsers
Kunstsinns. Diese große Darstellung der
Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen
Naturwahrheit ergiff uns im tiefsten Innern,
und entzückte uns so sehr, daß wir viele
Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's
griechischem Theater kennen lernten, über-
setzten, um nur diese Reden, Gefühle und
Bilder vermittelst unsrer Sprache inniger in

Herz und Seele aufzunehmen. Schiller versprach uns, unsre Lieblingsstücke zu verdeutschen; und daß dieß Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für seinen eignen Geist wurde, ja auf den Wallenstein mächtig einwirkte, ist wohl nicht zu verkennen. Er schrieb in dieser Zeit an seinen Freund Körner:

„Ich lese jetzt fast nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.“

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging

neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neu-beseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.

Unsre Plane für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war, und er sich über die Bedenklichkeit seiner ganzen Lage nicht täuschen konnte. Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen, und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußern Existenz mußte ihm selbst höchst einleuchtend erscheinen.

Auch ich war besonnen, wenn es dem Glück meiner Freunde galt; und für meine Schwester konnte ich nur eine Heirath wünschen, die sie in eine heitre, sorgenfreie Lage versetzte. Wir waren nicht so reich, daß Schiller von ih-

ihrem Vermögen hätte unabhängig leben können; und Unabhängigkeit wünschte ich für sein Talent über Alles. Das bloße Schriftstellerleben ohne Sicherheit in einer bürgerlichen Existenz war mir ängstlich. Der Theaterwelt war ich abgeneigt; sie schien mir von der Sphäre des häuslichen Lebens abzuführen, und der stillen, höheren Production der Poesie nicht günstig. Mit Freuden nahm ich wahr, daß der Wunsch einer festen Lage auch in Schiller oft aufdämmerte. Gern gedachte er seiner medicinischen Studien. Er rieth uns, Haller, für den er immer die tiefste Verehrung behielt, zu lesen, und las uns selbst die für uns passenden Stellen aus der Physiologie dieses Mannes, die er in Hinsicht auf Darstellung als ein hohes Werk des Genius betrachtete.

Eine Professur der Geschichte kam auch zur Sprache; sie paßte mehr zu seinen schriftstellerischen und poetischen Arbeiten und Vorsätzen; auch äußere Umstände waren dem Plane, eine solche zu erwerben, günstiger; und dieser wirkte

erheiternd auf seine gegenwärtige Arbeit. Die Gegenwart war genußreich, und die Zögerung auf dem Wege zu einer beglückenden Verbindung, zu einer erwünschten Häuslichkeit, diese Zögerung, die Vernunft und Zartheit geboten, war nicht drückend für ihn und meine Schwester, da die Hoffnung doch von fern freundlich zuwinkte.

Wilhelm von Wolzogen besuchte uns noch vor seiner nahen Abreise nach Paris. Er hatte die größte Hoffnung, seine damals noch kränkelnde Mutter werde vollkommen genesen. Nach vier Wochen erhielten wir die Nachricht ihres Todes. Wie sehr der Verlust dieser treuen Freundin Schillern ergriff, lesen wir in dem Briefe an den trauernden Sohn.

Rudolstadt, den 10 August 1788.

Noch ganz betäubt, liebster Freund, von der traurigen Nachricht, die Sie mir geben, setze ich mich, Ihnen zu schreiben. Ja gewiß, eine theure Freundin, eine vortreffliche

Mutter haben Sie und ich in ihr verloren; es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf, auch ohne die vielen besondern Ursachen, die Sie als Sohn und ich als ihr Freund haben, dankbar gegen sie zu seyn, auch ohne alles Dieses unsrer ganzen Liebe, unsrer aufrichtigen Thränen werth. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unser Aller Trost ist dieser, daß sie durch diesen sanften und geschwinden Tod vielem Leiden entgangen ist, das ihr unausbleiblich bevorstand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn sie ein hoffnungsloses

und martervolles Leben hätte fortleben müssen, ohne Aussicht von Besserung; und ein langes körperliches Leiden, liebster Freund, würde gewiß endlich ihren Geist darnieder gedrückt und den Muth gebeugt haben, mit dem sie allem Unglück trotzte. Lassen Sie uns das ein Trost seyn, da wir beide fühlen, daß ein schmerzvolles, halbes Daseyn, ein traurigeres Loos ist, als der Tod. Ihr Muth und Ihre Gelassenheit bei diesem Verluste hat mich innigst beruhigt; wir können, was uns lieb und theuer ist, beweinen; aber eine edle und männliche Seele erliegt dem Kummer nicht.

Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir sind schon längst durch die zärtlichste Freundschaft gebunden; lassen Sie uns dieses Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortsetzen, und wo möglich noch fester knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören. — Ach! sie war mir Al-

les, was nur eine Mutter mir hätte seyn können!

Beruhigen Sie Charlotten; dieser Schlag wird sie sehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, liebster Freund, kommen Sie hierher in unsere Arme, Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerstreuung. Finden Sie sie bei uns. Wenn ich auch nach Meinungen käme, würden wir uns recht genießen? würden wir nicht beide von Außen gedrückt und niedergeschlagen werden? Ich sende Ihnen diesen Expressen, weil ich fürchtete, daß die Post zu langsam seyn würde. Lassen Sie mich durch ihn erfahren, daß Sie auf einige Tage kommen wollen, so gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen, um Sie zu empfangen. Ihre hiesigen Freunde sehnen sich herzlich danach, Ihnen etwas zu seyn, sie sehnen sich nach Ihrer Gesellschaft. Kommen Sie ja. Wir wollen suchen, Ihnen Ruhe und Heiterkeit zu geben. Wir verlassen uns darauf, Sie spätestens den Donnerstag bei uns zu sehen. Su-

chen Sie aber alle Geschäfte, die Sie in Meinungen noch vorfinden könnten, zu berichtigen, daß Sie unmittelbar von hier nach Stuttgart zurückgehen, und also desto länger bei uns bleiben können. Sobald mir der Bote Antwort bringt, werde ich mich aufs Pferd setzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegen zu gehen. Ich sehne mich nach Ihnen. Wenn wir uns sprechen, so werde ich Sie auch überzeugen können, daß ich Ihnen hier mehr seyn kann, als in Meinungen.

Mit dem Gedichte würde es jetzt ohnehin zu spät seyn, da die Beerdigung vorbei ist. Ihr Brief war vier Tage unterwegs; aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die ich Ihnen mündlich mittheilen will. Kommen Sie ja, liebster Freund. Wir sehen Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Schiller.

Während dieses Sommers sah Schiller Goethen zuerst in unserm Hause. Wie alle

rein fühlenden Herzen, hatten uns dieses Dichters Schöpfungen mit Enthusiasmus erfüllt. Alle unsre erhöhteren, ächt menschlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Goethe und Rousseau waren unsre Hausgötter. Auch floß des Erstern so liebenswürdige Persönlichkeit, die wir bei unserer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt, mit dem Dichter in unserm Gemüth in Eins zusammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Recension des Egmont fast nicht verzeihen können.

Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft, und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei seinem entschiedenen Ruhme und seiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Zu unserm Trost schien Goethe von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien befangen; und da wir

selbst bei der Rückkehr aus der Schweiz empfunden, wie man sich nach dem Genusse einer größern Natur nicht sogleich wieder mit ihrer gewöhnlichen, wenn auch anmuthigen Erscheinung, verträgt, so liehen wir ihm gern diese Empfindungsart, als Grund seiner Kälte.

Es freute uns sehr, daß Goethe das Heft des Merkurs, welches die Götter Griechenlands enthielt, und das von ungefähr auf unserm Tisch lag, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte, und bat, es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen uns, nach dieser Zusammenkunft, stimmten ganz mit dem überein, was er seinem Freunde Körner über dieselbe schrieb: „Im Ganzen genommen, ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche

bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands that uns sehr weh; um so mehr, da seine Gedichte zu denen gehörten, die unsre Jugend verschönert hatten. Es war hart von dem so edeln Manne, eine poetische Ansicht und momentane Dichterlaune vor das strenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beschränktheit als Mitstreiter zu finden, und unsern Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu schaden. Er ließ sich wahrscheinlich von momentaner Empfindung, die die Folgen nicht ermaß, hinreißen. Was kann man einem Menschen Schrecklicheres Schuld geben, als ein Gotteslängner zu seyn? Es zerstört seine ganze

Menschheit in Vernunft und Empfindung. Die letzte Strophe dieses Gedichtes dünkte uns gerade sehr rührend durch die Sehnsucht nach dem Höchsten und Ewigen, die sie ausspricht.

Schiller war empfindlich bewegt; doch gab er zu unserer Freude die Idee, in der ersten Aufwallung zu antworten, auf, obgleich Wieland (wie wir aus einem unten mitzutheilenden Briefe sehen) ihn dazu ermuntert hatte. Daß er in der spätern Sammlung der Gedichte die anstößige Stelle umgestaltete, zeugt, wie sehr ihm daran lag, die bessere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menschenherzen zu beleidigen. Schon während des Rudolstädter Lebens vermied er dieses sorgsam. Mit meiner Mutter, die den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band, gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man sich immer wieder zusammen. Er schenkte ihr eine englische Bibel, und schrieb die Zeilen hinein:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!

Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unserm Hause kennen. Dieser merkwürdige Mensch, dessen Name von allen Deutschen mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller, die er noch nach dessen Tode der trauernden Familie durch die thätigste Theilnahme bewies. Verwandt hinsichtlich der starken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinsames Interesse an der Menschheit, durch ächte Freiheitsliebe, wurden sie sich gegenseitig werth, und ihre Gemüther begegneten sich im Enthusiasmus für die Ausbildung des Nationalsinns, den jeder auf seine Weise zu fördern suchte. Becker verbreitete unter dem Schutz des trefflichen Herzogs Ernst von Gotha seine Volksschriften, die wahre Volksbildung bezweckten, ohne zur Verbildung zu führen; und Schiller löste die deutsche Muse aus den Fesseln des gallischen Ge=

schmacks. Wie tief beide ins Herz des Volkes gegriffen, davon gibt die Zeit der Befreiung vom fremden Joche Kunde.

Das Verhältniß des freundlichen Greises Wieland zu unserm Freunde, das sich immer rein und wohlthätig für ihn erhielt, zeigt sich in folgenden Briefen.

Gegenseitige Anerkennung der verschiedenen Talente, Offenheit und heitere Laune, blühten seit der ersten Bekanntschaft zwischen beiden immer frisch und ungekränkt.

Sie sind also in Ihrem selbst gewählten Pathmos glücklich angelangt, mein liebster Schiller, und gefallen sich da? Quod felix faustumque sit! und mögen Ihnen auch, wie dem heil. Johannes Theologus, — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen daselbst zu Theil werden!!

Es ist mir dermalen aus Mangel an Zeit u. s. w. nicht möglich, mich mit Ihnen länger zu unterhalten; ich reservire mir dießfalls re-

servanda auf ein andermal, und begleite dieß=mal die beikommenden Packte und Päcktlein nur mit einem Gruß von uns Allen und der Nachricht, daß wir gestern vor acht Tagen einen ganz goldnen paradiesischen Tag in den Gärten von Belvedere zugebracht, und da nicht nur an Sie gedacht, sondern Sie herzlich zu uns gewünscht, und — wenigstens ich für meinen Theil — ein wenig über den Kakodämon geflucht haben, der Ihnen einen so dicken Flor vor die Augen zog, nicht zu sehen, daß Sie Ihre Wohnung nur zu Belvedere aufzuschlagen brauchten, um alle Vortheile der Einsamkeit mit allen Annehmlichkeiten des Landlebens zu haben, und uns doch nahe genug zu bleiben, daß wir uns wenigstens alle vierzehn Tage hätten sehen können. Doch es geschehe des Schicksals Wille in allen Dingen. Hoffentlich wird es auf seinen ehernen oder diamantnen Tafeln auch geschrieben stehen, daß Sie bald wieder zu uns kehren; denn nun da Sie weg sind, ist mir, ich hätte unendlich viel mit Ih-

nen zu reden und abzuthun, wiewohl ich, da Sie bei uns waren, so übel von der Gelegenheit profitirt habe.

Von Ihrem innern Berufe haben Sie mich, mein Bester, in Ihrer beinahe allzu ernsthaften Deduction so vollkommen überzeugt, daß wenn ich über ein hübsches Mädchen mit zwanzig tausend Thalern zu disponiren hätte, ich heute noch einspannen lassen und sie Ihnen zuführen wollte.

Den Merkur lege ich Ihnen so nahe ans Herz als möglich, und umarme Sie schließlich mit warmen Wünschen für Ihr Wohlbefinden und Vergnügen, als ewig der Ihrige

Weimar, den 2 Juni 1788.

Wieland.

Lieber Herr und Freund!

Daß Sie mich und den armen Merkur ganz vergessen zu haben scheinen, sehe ich als ein Zeichen an, daß Ihnen in Ihrer schönen Ein-

samkeit wohl ist, und daß Sie sich in irgend eine neue Region auf, über oder unter der Erde hineingearbeitet und darin zu sehr vertieft haben, um noch an etwas Anderes denken zu können. Bei alle Dem dringt mich die Noth, Sie an das freundliche, und so viel ich mich erinnere, ganz positive Versprechen zu erinnern, womit Sie mich bei Ihrer Abreise getröstet haben. Ich muß diesen Monat Junius beinahe ganz allein bestreiten, und mit dem Julius und August wird es nicht besser gehen. Mir ist leid, daß ich genöthigt bin, Ihr Mitleiden zu erregen. Es ist noch nicht sehr lange, daß Sie die Idee hatten, sich für den Merkur mit mir zu verbinden, und ihm eine neue Gestalt geben zu helfen. Auch diese Idee scheint sich von Ihnen entfernt zu haben. Ueberlegen Sie indessen die Sache in der Stille, worin Sie jetzt leben, und schreiben mir das Resultat Ihrer Betrachtungen und Calculs. Wenn etwas dergleichen geschehen soll, so muß es dem Publico wenigstens ein Vierteljahr vor dem

Schlusse dieses Jahres angekündigt werden können, und wir müßten also bald dazu thun. Verzeihen Sie, Lieber, meine Zudringlichkeit. Ich bin zuweilen stark versucht, Sie einmal in Ihrem Dörfchen zu überraschen. Die größte Schwierigkeit liegt bloß darin, wo ich die Zeit hernehmen soll; denn ich bin in der That mitten unter unaufhörlichen, gewöhnlichen und zufälligen Abhandlungen und Zerstreuungen, mit Arbeit so überhäuft, daß ich nicht weiß, was endlich aus mir werden wird. Anstatt daß so viel, was ich schon gethan habe, mir einige Ruhe für mein Alter verschaffen sollte, nimmt die Drudgery vielmehr mit jedem Jahre zu. — Doch keine Klage noch Empörung gegen die eiserne Nothwendigkeit und die diamantne Spindel der großen Pepromene!

Leben Sie wohl, liebster Freund, und vergessen uns nicht ganz. Wir sprechen fast alle Tage von Ihnen, und vermissen Sie oft. Meine Frau und das ganze Haus läßt Ihnen durch mich recht viel Freundliches sagen. Noch ein=

einmal, leben Sie wohl. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Weimar, den . . . Junius 1788.

Wieland.

Meine Zeit, liebster Schiller, mißt sich noch immer nach Augenblicken, und ich habe davon Laune genug übrig, um Sie einmal wieder an mich zu erinnern, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Ihnen meinen Dank für Ihren neulichen trefflichen Beitrag zum Merkur wenigstens mit zwei Worten zu erkennen zu geben. Ich habe dieses Stück, welches man eine kritische Geschichte der Genesis Ihres Don Carlos mit unbeschreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geistes gelesen; sie ist zugleich ein Muster einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Parteilichkeit gegen sich selbst, diese so scharfsinnig und tiefgedacht, daß wenige Leser des Don Carlos sie lesen werden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden.

Ich bin nach der Fortsetzung sehr begierig, und bitte Sie darum, was ich bitten kann.

Man glaubt hier, Sie amüsirten sich sehr gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienstes, Ihnen diesen Secessum angenehm gemacht zu haben, auf die schönen oder doch auf eine schöne Rudolstädterin. Desto besser! — Ich habe in diesen vergangenen vier Wochen ein zerstreuungsvolles Leben führen müssen, welches mich mit meinen Arbeiten sehr in die Enge gebracht hat, so daß ich kaum weiß, wie ich es machen soll, um den Kopf überm Wasser zu erhalten.

Meine ganze Familie empfiehlt sich Ihrem Andenken und erfreut sich, wenn es Ihnen recht wohl ergeht, wünscht aber doch mit mir, daß Weimar, das durch die Anwesenheit schon nicht viel gewinnt, durch die Abwesenheit nicht gar zu viel bei Ihnen verlieren möge. Ich umarme Sie, mein Freund, von ganzem Herzen.

Weimar, den 28 Julius 1788.

Wieland.

Lieber Herr und Freund!

Omne rarum carum. Je länger Sie mich auf Ihren Brief haben warten lassen, desto angenehmer war es mir, endlich einmal wieder unter Ihrer Hand und Signatur zu lesen, daß Sie mich noch lieben, und in Ihrem Elysium oder Quasi=Elysium wenigstens noch nicht aus dem Lethe getrunken haben. Mich freut, daß Sie wohl sind, und daß wir etwas davon geahnet haben, daß es nicht bloß die schönen Felsen, Berge und Thäler um Rudolstadt sind, die Sie in diesen Gegenden so lang bezaubert halten.

Mit uns geht es immer im gewöhnlichen Train fort, außer daß ich, seitdem die berühmte Reise nach Italien angetreten worden, d. i. seit vier und zwanzig Tagen, um ein gut Theil mehr Muße habe, meinen vielen Arbeiten obzuliegen. A propos meiner Arbeiten danke ich Ihnen mit Mund und Hand für die überschickten Beiträge zum Merkur. Was Sie mir noch zu schicken versprechen, soll eben so

willkommen seyn. Mir ist lieb, daß Sie den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechischen Götter ein wenig heimschicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde sich seines Herrgotts in einer tüchtigen Ode, oder doch in einem archilochischen Jamben annehmen; aber er wird, wie es scheint, immer prosaischer, und es ist wirklich erbärmlich zu sehen, was er für Schlüsse macht. Aber so rächt sich die Philosophie an den Poeten, die von Jugend an ohne sie auszukommen sich gewöhnt haben.

In meinem Hause werden Sie Lücken finden, wenn Sie wieder kommen. Amalia ist heute vor vierzehn Tagen zu Oßmanstädt mit ihrem trauten Liebeskind verkettet worden; und Carolinen steht in vierzehn Tagen das Nämliche mit Diaconus Schorcht in Jena bevor. Wie Sie sehen, mein Bester, werden zu Realisirung Ihres guten Wunsches alle von uns abhangenden Anstalten gemacht.

Ich muß abbrechen. In meiner Lage erwarten Sie doch ohnehin weder witzige, noch gelehrte, noch interessante Briefe von mir. Fuhr- und Avisbriefe sind das einzige, wozu ich Zeit habe — der Fehler ist nur, daß sie nicht viel zu bedeuten haben.

Leben Sie wohl et res tuas feliciter agi. Meine ganze Familie empfiehlt sich Ihrem Andenken und erfreut sich mit einem beinahe heroischen Uneigennutz, daß es Ihnen in R. so wohl gefällt, daß Sie das Wiederkommen vergessen zu haben scheinen.

Weimar den 15 Sept. 1788.

Wieland.

In der Mitte Novembers kehrte Schiller nach Weimar zurück. Plane und Arbeiten, vielleicht auch eine zarte Rücksicht gegen meine Schwester, da das Publicum sich schon mit dem Gerücht von einer Heirath trug, zu deren Realisirung sich doch noch keine Aussicht zeigte, bewogen ihn dazu. Zudem schnitt der Winter

den Landaufenthalt ab; er wohnte in den letzten Wochen schon in der Stadt. Wir selbst mußten wünschen, daß Schiller nicht länger einen lebhafteren, wissenschaftlichen Umgang und literarischen Verkehr entbehre, so schmerzlich uns auch der Verlust seines Umgangs war.

Einige Billets, von seinem Dorfe aus an meine Schwester, an mich, oder an uns beide gerichtet, mögen diese Zeit noch bezeichnen. Zu erfahren, wie ein ausgezeichneter Mensch liebt, und das dauernde innigste Verhältniß die Ehe behandelt, ist immer wichtig, und dient oft seinen sittlichen Werth zu bestimmen.

An Caroline von B.

Ich hoffe, daß Ihnen Allen die gestrige Partie so gut bekommen sey, wie mir. Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für diesen Sommer die schönsten Hoffnungen gibt. Mehr solche Abende, und in so lieber Gesellschaft — mehr verlange ich nicht.

Rudolstadt, und diese Gegend überhaupt, soll, wie ich hoffe, der Hain der Diane für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethens Iphigenia, den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten, und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen.

Diesen Abend werde ich Sie wohl schwerlich sehen. Ich tauge heute gar nicht unter Menschen, und unter solche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch diesem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts ist in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit seinem schwerfälligen Humor zu stören — und diese Wandelbarkeit der Laune ist leider ein Fluch, der auf allen Musensöhnen ruht.

Gedenken Sie meiner in der Gesellschaft, wo Sie sind, und empfehlen Sie mich Herrn

von Knebel recht schön, wenn ich ihn vielleicht nicht mehr sehen sollte. Bitten Sie ihn, seines Versprechens zu gedenken. Haben Sie für morgen etwas beschlossen, wonach ich mich allenfalls zu richten habe, so haben Sie die Güte, es mich durch die zurückgehende Estaffette wissen zu lassen.

Leben Sie recht wohl!

Schiller.

Haben Sie tausend Dank, für Ihr liebes Andenken an mich armen verlassenen Robinson. Schon war ich dreimal im Begriff, mich hinzusetzen, und Sie fußfälligst um die Geschichte der schönen Melusine, oder den gehörnten Siegfried zu bitten, damit diese Centnerlast von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um so besser nun, daß ich durch die überschickten Pakete Stoff, vorzüglich aber durch die Versicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalten.

Der alte Wieland hat meiner auch gedacht,

und mir einen sehr jovialischen Brief geschrieben.

Aus Leipzig habe ich neun Bogen von meiner Geschichte der Niederlande erhalten, die ich Ihnen vielleicht morgen (weil Sie mir erlauben zu kommen) mittheilen werde. Kurz, von allerlei Orten und Menschen habe ich Lebenszeichen erhalten.

Mögen Sie recht sehr vergnügt seyn bis morgen. Glauben Sie mir, meine Theuersten, daß auch mir der Gedanke, Sie so nahe zu wissen, ohne unter Ihnen seyn zu können, unleidlich war. Sie sind meinem Herzen schon so viel — und der Winter wird so bald da seyn! Wie wird das werden?

Leben Sie recht wohl, und recht schöne Empfehlungen der Mama und Herrn von B.

Ihr

Fr.

An Lottchen von Lengefeld.

Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie eben so schön an mich erinnern könnte, als Ihre schöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dieß bedarf zwar keiner äußerlichen Hülfe; aber alles Gute und Schöne, wie Sie schon aus dem lieben Evangelium wissen, hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen.

Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüber stehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorübergeeilt sind. Noch einmal, haben Sie recht schönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wissen, daß Sie sich mit etwas beschäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde.

Jetzt, da es sich dem Ziele nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht besser mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ih=

nen viel, gar viel gesagt zu haben; und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen. Wenn indessen nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dieß ist eine freudige Erinnerung für mich.

Leben Sie recht wohl. Ich sehe Sie wohl heute Abend nach Tische noch?

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld nach Kochberg.*)

Ihre Billets haben mir einen recht sehr schönen Morgen gemacht. Gestern schlief ich mit der schönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen sehen würde, und Sie haben sie mir erfüllt. Daß Sie gestern mit der Bo-

---

*) Ein Landgut in der Nähe von Rudolstadt.

tenfrau nicht schrieben, hat uns etwas gewundert, und fast hätt' es uns betrübt; aber wir haben es uns erklärt, so gut wir konnten.

Könnte ich doch zu Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.

So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel reißen will.

Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen, und sich gleichsam zu eigen machen; dadurch werden unsre Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden.

Ich sehe diese Stücke als die Garants unserer Freundschaft an; es sind abgerissene Stücke meines Wesens, und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.

Leben Sie recht wohl, bestes L. Ich möchte gar gerne noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist.

Gestern lasen wir in der Odyssee, und eine Scene aus den Phönizierinnen des Euripides hätte uns bald Thränen gekostet. Kommen Sie doch nicht so gar spät wieder!

Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Sie sind uns heute um eine Stunde näher; das freut mich, wenn ich Sie auch schon nicht sehe. Unter fremden Gesichtern (wo mir

überhaupt nie wohl ist) würden wir uns doch nichts seyn können. Mir ist nur lieb, daß von den acht Tagen, die Sie in Kochberg zubringen sollen, schon viertehalb um sind. Der Himmel wird auch von den übrigen helfen.

Was soll die Parenthese in Ihrem Brief? Hab' ich gesagt, daß wir keine traulichen Abende mehr zusammen genießen? Ich habe gesagt, daß die Abende anfangen kurz zu werden; und das ist Ihre Schuld, nicht die unsrige.

Für Ihr Andenken und Ihren Brief danke ich Ihnen recht schön. Ich bin also doch in Ihrer Erinnerung? Möchte ich nie ganz darin verlöschen, oder daraus verdrungen werden! Bessre als ich, finden Sie überall, aber ich fordre jeden heraus, ob er's besser als ich mit Ihnen meint.

Genießen Sie noch recht schöne Tage in Kochberg. Sie sind in sehr guten Händen. Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seitdem ich ihrem Geist mehr zugesehen habe. Ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter,

sie hat Interesse für das, was sie für wahr hält und was edel ist. Viele Menschen sterben, ohne je was davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich diese Mischung von Lebhaftigkeit und Ernst, und habe Beidem schon sehr schöne Stunden zu verdanken.

Adieu, liebste Freundin. Bringen Sie mir eine freundliche Miene zurück, wenn Sie wieder kommen. — Adieu.

S.

Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig seyn, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er ist auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe, und der mir durch ihre liebevolle Theilnahme interessant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als gar nicht in der

Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, so ist unsre Freundschaft unzerstörbar, wie unser Wesen!

Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das gestrige Gedicht *) würde Sie interessiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem innersten meines Wesens gegriffen sind. Dieß ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und werth.

Ich wollte wohl auch, daß Sie mir diesen Tag mehr angehörten, als die Umstände es erlauben. Gegen fünf Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht gestört werden. Adieu!

S.

*) Die Künstler.

Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durch einander, daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft und dieses Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorstellung unsrer Trennung mich niederschlägt. Bis jetzt habe ich vermieden, einen Tag zu bestimmen, ob es gleich bei mir entschieden war, daß es diese Woche seyn müßte. Aber der Zufall kommt mir zu Hülfe, und mir selbst erleichtert es diese Trennung, wenn ich Sie auch anders wo weiß, und auf der Reise mit dem Oncle.

Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist. Ihr Andenken ist mir theuer, und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth seyn. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich!

Für Ihr schönes Geschenk dank' ich Ihnen sehr. Sie haben aus meiner Seele gestohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolstädter Sommer in dieser Vase mitgegeben. Adieu! Adieu!

Hindern die Zurüstungen zu Ihrer morgenden Reise Sie nicht, so würde ich heute einen Spaziergang vorschlagen. — Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang seyn, und besser, wir haben uns gestern für einige Monate zum letztenmal gesehen.

Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen? Mit dem meinigen, hoffe ich, sollen Sie immer bekannt bleiben. Haben Sie mir etwas nach Weimar aufzutragen?

Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank, für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit ge-

than, und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat.

Ewig Ihr

Schiller.

Eben seh' ich Ihren Wagen herauffahren. Es ist mir, als reisten wir mit einander. Ich möchte Sie doch gerne heute noch sehen, wär's auch nur von Weitem, und einen Augenblick. Die Anstalten zur Reise betäuben mich, und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen.

Aber, beste Freundinnen, lassen Sie uns diese Trennung nicht schwerer denken und machen, als sie ist. Die Vorstellung unsrer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer seyn durch diese Erinnerung.

Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben, als sie ein Theil meines Wesens geworden ist.

Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde.

Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner, und lassen Sie mich Ihnen nahe seyn im Geiste. Adieu! Adieu!

Ewig Ihr

Schiller.

Sechster Abschnitt.

Rückkehr nach Weimar vom Spätjahre 1788 bis zum Frühling 1789.

Schiller suchte die große Lücke, die seine Entfernung in unser Leben riß, durch öftere Briefe zu füllen. Es scheint ihm selbst in verschiednen Epochen Bedürfniß gewesen zu seyn, sein Innres gegen theilnehmende Menschen auszusprechen, und sich selbst aus ihrer Anschauung wieder zu empfangen. Neigung und Hoffnung geben diesen Mittheilungen an uns doppelten Reiz. Oft lassen sich feinfühlende Menschen im persönlichen Umgang durch kleine Umstände in ihren Aeußerungen hemmen, und fühlen sich freier am Schreibtisch, wo nur das Bild des Freundes still und ruhig vor ihnen steht.

So ging es auch Schillern in seiner jetzigen gespannten Lage. Da er wußte, daß meine Schwester mir Alles mittheilte, so sind viele der folgenden Briefe an uns Beide gerichtet.

Weimar den 14 Nov. 1788.

Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuren Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

Dieß ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin seyn sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weg lege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich

kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen seyn, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen verlitten habe. Sey'n Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird Alles

wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.

Wie oft habe ich mich gestern nach Ihnen umgesehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme — und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie schwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte so gern Ihren Wagen noch gesehen.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends gewesen. Heute Vormittag war ich bei Wieland, und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit einem Plane, wovon diesen Sommer unter uns die Rede war, in sehr genauem Zusammenhang sind. Auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören.

Von Herder sagt man mir, daß ihn die Gesellschaft der Frau von * ganz überrascht habe. Er wird sehr aufgesucht und geschätzt. Der Secretär der Propaganda, Borgia, den

auch Goethe gut kannte, soll ihm sehr viel Ehre erweisen und ihn einigen Cardinälen als den Erzbischof von Weimar vorgestellt haben. Von allen diesen Nachrichten war mir die angenehmste, daß Herder bald wieder kommen will.

Sonst habe ich noch Niemand hier gesehen, der Sie interessirte. Morgen werde ich die Frau von Stein und J** aufsuchen, um recht viel von Ihnen und von Rudolstadt sprechen zu können. Eben ist Komödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünschte ich Ihnen in dem gar zu stillen Rudolstadt manchmal diese Unterhaltung. Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er schon so gut als ganz ausgetreten ist, und alle Geschäfte abgegeben hat. Alles spricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu seinem Vortheil verändert gefunden haben. Er soll weniger Härten haben, als ehemals.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie sich in Erfurt gefallen haben. Sie sind mir

doch heute um drei Stunden näher und in dritte=halb Stunden könnte ich bei Ihnen seyn; das ist doch ein kleiner Trost, aber nur auf kurze Zeit!

Jetzt gehe ich an den Euripides, und dann wird Thee getrunken. Meine Einsamkeit ist mir so lieb, weil sie mich Ihnen so viel näher bringt.

Der Stock ist gut erhalten angekommen, einige Blätter nur sind verwelkt. Ich hab' ihn heute schon öfters besucht und auch den Potpourri.

Leben Sie recht wohl! Ihrer Mutter und B. sagen Sie recht viel Schönes von mir und noch recht vielen Dank für alle Güte und Liebe, die Sie diesen Sommer über mir bewiesen haben.

Vielleicht denken Sie in diesem Augenblick meiner — doch nein, Sie sind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu sehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im stillen Zimmer bei'm Thee zusammen sitzen,

dann denken Sie meiner und wünschen, daß ich auch noch daran Theil nehmen könnte.

Adieu! Adieu! Schreiben Sie mir bald. Ewig Ihr

Schiller.

Weimar, den 19 Nov. 1788.

Ich bitte Sie, reißen Sie mich, so bald Sie können, aus einer Ungewißheit, in die mich Ihr Paket gesetzt hat. Mit Ungeduld habe ich schon drei Tage auf die Botenfrau gewartet, die mir Nachricht von Ihnen bringen soll. Sie kommt endlich und bringt mir ein Paket mit altem Manuscript nebst einem Zettelchen von Ihrer beiderseitigen Hand, jede Schwester zu drei und einer Viertelszeile, worin noch obendrein die Rede von Paketen ist. Ich habe mich fast zu Tod in dem Buche und in dem Manuscript geblättert, ob der Brief nicht herausfallen würde; die Botenfrau habe ich auch examiniren lassen, die versichert aber, daß das blaue Paket Alles sey; und meinen

Brief, den ich Ihnen gleich nach meiner hiesigen Ankunft schrieb, versichert Sie auch richtig übergeben zu haben.

Wenn ich einen zu großen Glauben an den Reichthum Ihrer Freundschaft habe, und eine zu gute Meinung von mir selbst, um zu glauben, daß Sie mir so gar wenig würden zu sagen gehabt haben, so verzeihen Sie mir's; Sie haben mich selbst durch das Vergangene verwöhnt; aber ich kann nicht anders glauben, als daß hier ein Versehen vorgegangen ist, und daß dieses Billet nicht Alles ist, was ich hätte erhalten sollen. Ob Sie mir durch die Post etwa geschrieben, oder ob Sie vielleicht vergessen haben, den Brief in das Paket beizulegen, weiß der Himmel, ich nicht. Aber wenn wirklich (gegen alles mein Vermuthen) kein Fehler vorgegangen ist, und wenn Sie mir nicht mehr bestimmt haben, als dieses Billet, so legen Sie mir meine Verwunderung wenigstens nicht übel aus. Ich läugne nicht, daß ich mit einiger Verlegenheit davon schrieb; denn

wenn es ein Versehen ist, so schäme ich mich, einen Augenblick daran gezweifelt zu haben; und ist es keines, so muß ich freilich wünschen, daß ich das Gesagte bei mir behalten hätte. Wie ihm aber auch sey, so habe ich wenig Trost, denn ich habe mich in einer so schönen Erwartung getäuscht, und muß bis auf den nächsten Post- oder Botentag zwischen Furcht und Hoffnung schweben, welche von zwei Thorheiten es eigentlich seyn werde, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und — die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolstadt fortsetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir selbst und mit der schönen Erinnerung an diesen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieser Zeit, und wie viel haben Sie auch abwesend mir gegeben! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den, mir so wohlthäti-

gen, Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundschaft! Gewiß, die edle und reine Freundschaft kann sich auch abwesend recht viel seyn; und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigene Daseyn.

Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und zu Hause sitzen schaden würde. Aber so sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Clubs und Cirkels und Caffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstädt geworden.

Leben Sie recht wohl und denken Sie meiner!

Schiller.

Den 20 Novbr.

Ich hatte den beiliegenden Brief schon gesiegelt, als ich die Ihrigen erhielt. Freude und

Beschämung wechselten in meiner Seele. Ich hatte zwar mit ziemlicher Festigkeit darauf gebaut, daß hier ein Mißverstand oder Versehen seyn könnte, aber die hintergangene Erwartung machte mich mißmuthig, und Sie wissen, daß man da gerne das Ueble glaubt. Nun haben Sie mich durch Ihre lieben Briefe wieder ins Leben erweckt.

Die Botenfrau will in einer halben Stunde schon hier seyn und sich auf den Weg machen. Ich habe also nur noch für ein paar Worte Zeit, und Ihre Briefe werde ich erst in der Stille für mich genießen.

Eines Theils freut es mich, daß Sie die Lage Ihrer Freundin so mit angesehen haben; sie wird Ihnen Ihre eigene um so lieber machen. Ueberhaupt habe ich Sie im Stillen schon oft um eben das beneidet, warum ein anderer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geselligen Ressourcen zwingt Sie, in Ihrem Geist und Herzen Beschäftigung zu suchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze

in Ihrem eigenen Wesen entdeckt, wenn nicht ein geistiges Bedürfniß Sie darauf aufmerksam gemacht hätte. So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus; aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn.

Daß Ihnen Körners Briefe sein Wesen vergegenwärtigt haben, freut mich sehr. Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte. Ich werde Ihnen nach und nach Mehreres von ihm zu lesen geben.

Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu blei-

bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern kraftvollern Menschenart. Lesen Sie doch diesen Sommer auch die Geschichte des Königs von Preußen, und geben Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich werde sie auch lesen.

Mich beschäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der Geisterseher und dergleichen. Ich sehe mit Sehnsucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beschäftigungen für mein Gefühl besser wählen kann.

Frau von Stein habe ich besucht, und die schöne Zeichnung von der Angelica, auch die von Lips bei ihr gesehen. Wir haben uns mit einander nach Rom versetzt; in ihrem Saal hängt eine große topographische Charte davon. Frau von Stein ist mir sehr werth und lieb geworden, und das danke ich Ihnen. Vorher kannt' ich Sie nur wenig.

Nächstens mehr. Noch einmal bitte ich Sie wegen meines Mißtrauens um Verzeihung. Ich hätte es Ihnen verschweigen kön=

nen; aber ich halte es hier mit der Aufrichtigkeit, und will lieber von Ihnen ausgelacht seyn, als mir vorzuwerfen haben, daß ich Ihnen etwas zurückhielt.

Leben Sie recht wohl, und noch viele gute Wünsche zum Geburtstag; ich werde den November nun um so lieber haben. Adieu, meine liebsten Freundinnen, denken Sie meiner wie bisher mit Liebe.

Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Abends, den 22 November 1788.

Ich muß Ihnen doch noch einen schönen guten Abend sagen.

Ich habe heute Ihren Geburtstag auf eine für mich gar angenehme und wohlthätige Art beschlossen. Der Himmel schenkte mir eine gute Stimmung (er muß diesen Tag einmal besonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heiterer Stille mich selbst genießen. Seit ich

hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht ans Herz wollen, gespannt und zusammengedrückt. Dieß war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen, dichterischen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz ich war in dem Zustand, wie es in den Künstlern heißt:

— — in der schönern Welt,
wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürstende trinkt,
und, gereinigt von sterblichen Schwächen,
der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.

Und dieses Vergnügen lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange. Ich lasse jetzt die Ideen, die der schöne Rudolstädtische Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in stillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorbeiziehen, und beschwöre sie, wie Schröpfer seine Geister. Die

guten Geister stelle ich bei Seite, und die bösen müssen Buße thun und sich bekehren; denn es sind nur zuweilen auch böse und ungläubige Geister bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuschicken.

Ich freue mich lebhaft auf den nächsten Sommer. Möchte die Zeit diesen Winter nur recht rasch und sich außer Athem laufen, daß sie darnach den Sommer nicht mehr recht fort kann. Aber die Zeit ist ein kaltes fühlloses Ding, das von Freud und Leid der Menschen keine Notiz nimmt, und für lauter Eigensinn immer langsamer geht, je mehr man es fortstößt, und wenn sie uns ja einmal eine solche Gefälligkeit erweist, so ist sie von dem kleinen Capital unsers Lebens gestohlen.

Ich verfalle da, glaube ich gar, in Poesie; aber das sind noch Reste von der Laune, die Sie mir zu gut halten müssen. Die Einkleidung mag auch seyn, wie sie will, so bleibt der Gedanke wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin. Gute Nacht. Ein dienstfertiger

Nachtwächter versichert mich, daß es zehn geschlagen habe, und das versichert er immer dreiviertel Stunden später — also will ich Sie nicht länger vom Schlafen abhalten.

Den 25. Hier eine Neuigkeit, die ich Ihnen gleich, wie ich sie empfangen, mittheilen will. Frau von La Roche wird aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Wochen, oder gar Tagen — hier seyn. Ihr Mann ist gestorben, und sie hat schon längst an ihre hiesigen Freunde geschrieben, daß sie, wie er die Augen zugedrückt habe, sich nach Weimar aufmachen werde.

Herr von K. erzählt mir (er ist vor einigen Tagen mit Goethe wieder hier angekommen), daß das böse Lobochen das schöne Glas zerbrochen habe. Habe ich mir's doch eingebildet, daß die Herrlichkeit noch zu Trümmern gehen würde. Er hat Ihnen aber, wie ich höre, ein noch weit schöneres physikalisches Präsent gemacht, das Sie mir nächstes Frühjahr hoffentlich noch werden zeigen können.

Er ist gar munter und ganz gesprächig zurückgekommen, und kann gar nicht müde werden, das herrliche Leben in Jena zu rühmen. Er hat mir aber recht wohl gefallen; er schien fröhlicher und ganz verjüngt.

Adieu für Heute!

An Caroline von B.

Donnerstag, den 27 Nov. 1788.

Dank Ihnen, liebste Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verziehen haben. Je größer meine Sünde ist, desto froher will ich seyn; und Sie können mein Gewissen durch nichts besser erschüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und recht große Briefe die Abscheulichkeit meines Vergehens erweisen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zusammen gebracht, so bedenklich auch die Umstände waren.

Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu

seyn. Er ist doch endlich an Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen. Wenn er aber jetzt bei so wenig Gesellschaft seine Nachrichten so klein zuschneidet, wie arm werden sie alsdann erst ausfallen, wenn seine Bekanntschaften sich häufen! Ich fürchte, der große Brief wird eine Riesengröße erreichen. Hoffentlich antworten Sie vor dem Freitag noch nicht, daß ich auch noch einen kleinen Einschluß einlegen kann, den ich Ihnen mit nächstem Sonntage schicken will.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Object ist ihm wirklich noch zu groß; sein innrer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Men=

schenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsre bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder, was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsre Erde von dem Gipfel des Gotthards aussehen! aber die Einwohner des Mondes sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren seyn.

Paris freilich dürfte auch dem philosophi=

schen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebildeten Staats sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!

Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respect vor diesem großen drängenden Menschen-Ocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philosophiren!) dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele

mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich lasse meine Feder machen, und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe. Lassen Sie mir's dießmal hingehen.

Meine Gesundheit lassen Sie sich nicht anfechten. Ich komme mir durch frische Luft und durch Bewegungen zu Hülfe, wozu die schlechten Berge um Weimar herum, schon noch gut genug sind. Frisch und gestärkt komme ich dann wieder nach Hause und setze meine Arbeit

mit mehr Leichtigkeit fort. ** will sich das Ansehen einer theilnehmenden Sorgfalt um mich geben, oder der Himmel weiß, was es ist. Ich glaube gar, er will mich verheirathen. Vergeb's ihm der Himmel, daß ihn seine Freundschaft so weit führte. Er platzte neulich etwas plump damit heraus; im Ernst, er hat etwas mit mir vorgehabt, und weil ich mich in einem gewissen Club noch nicht habe sehen lassen, so mag ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Es ging mir mit ihm, wie Hamlet mit Güldenstern, als dieser ihn sondiren wollte; zum Unglück fehlte mir der witzige Einfall und eine Flöte, um ihm eine ähnliche Abfertigung zu geben. Meint er es wirklich gut mit mir, so mag mir der Himmel verzeihen, daß ich es ihm nicht zutraue.

Ich bin wirklich seit meinem Hierseyn recht gesund, und, welches viel sagen will, sogar von Schnupfen frei gewesen.

Gelesen habe ich seit unserer Trennung noch nichts, mit dessen Mittheilung ich Ihnen Ver-

gnügen machen könnte. Ich hatte auch wirklich keine Zeit dazu. Den Shaftesbury freue ich mich einmal zu genießen; vielleicht ist das ein Geschäft für den Sommer.

Jetzt übersetze ich die Phönizierinnen des Euripides; die schöne Scene, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat. Ich bedaure nur, daß ich bei diesen Arbeiten zu sehr pressirt bin, und mich nicht genug mit dem Geiste meines Originals familiarisiren konnte, ehe ich die Feder ansetzte. Aber die Arbeit gibt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andern, als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eigenen Geist haben.

Auch bin ich jetzt stark über den Geisterseher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Interesse abgewonnen. Auch meine Arbeiten locken meine Wünsche nach dem Sommer, weil ich dann hoffentlich nur mit angenehmen beschäftigt seyn werde.

Goethe sprach ich noch nicht. Es geschieht

aber dieser Tage. Frau von K. habe ich heute besucht, und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, und ihre Blicke sind eben so scharf als tief. Ewig der Ihrige

Schiller.

Weimar, den 4 December 1788.

Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin.

Seit meinem letzten Brief an Sie hüte ich, halb meiner Geschäfte wegen, halb aus einer gewissen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen also nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz seit heut oder gestern hier ist, auch einige Tage noch hier zubringen wird. Ich kenne ihn schon aus einer Zusammenkunft in Leipzig, ich schätze sein Ge=

nie, sein Herz kenne ich nicht; sonst sind wir übrigens keine Fremde. Erfahre ich mehr von ihm, so theile ich es Ihnen mit. Ich weiß, Sie nehmen Interesse an ihm.

Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch einer wohlthätigen Geistesfriction nöthig zu haben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dieß ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegentheil dessen, was man

alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles und den Nebenmenschen Nichts vergeben.

Freier als er von Anmaßung ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eignen Werth kennen lehrt, um ihm diese so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten.

Ich habe schon etlichemale versucht, Körnern zu einem heroischen Schritt zu vermögen, und ihm diese heillosen Fesseln wegwerfen zu lassen, aber er hat mir Gründe entgegengesetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann, welche sich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. Ich schreibe Ihnen da sehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel; aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gerne mit einander verwechselte und sie in meinem Kopfe und in meine Feder, weil es doch

leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gerne zu=
sammenbringen möchte.

Die Zeit zwischen der Ankunft und dem Abgange des Rudolstädter Boten ist gar kurz und ungeschickt (just die Nachtzeit und der frühe Morgen v o r dem Kaffee), daß ich Ihre Briefe, um sie besser zu genießen und zu beantworten, lieber erst mit dem folgenden Botentag beant= worte, welches ich den ganzen Winter über so halten will. So will ich Ihnen auch die ver= langten Theile von Théatres des Grecs schicken; Wieland ist jetzt nicht zu Hause, daß ich sie gleich könnte abholen lassen. Ich bin dieser Tage zu= fällig an Montesquieu's Considérations sur la Grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lecture, die ich Ihnen darum vorschlagen möchte, weil sie nach Gibbon Inter= esse für Sie haben wird. Die Gegenstände, wovon Montesquieu handelt, sind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. s. f. geläufig. Es ist immer schön zu sehen, wie verschiedene Geister denselben Stoff formen. Montesquieu's Ma=
nier

nirt ist, die Resultate vieler Lectüre und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexions voll Gehalt zusammen zu drängen, immer aber mit Hinsicht auf gewisse allgemeine Principien, die er bei sich festgesetzt hat, und die ihm zu Grundsäulen seines Systems dienen. Er ist daher recht dazu gemacht, um studirt zu werden. Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am würdigsten sind (denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?), deßhalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze des Geistes. Ich freue mich auf die Muße, um seinen Esprit des loix mir recht in den Kopf zu prägen.

Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auch auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaf-

ten, dieselbe Sprache der Leidenschaften. Bei dieser unendlichen Mannichfaltigkeit immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform. Oft ist die Ausführung so, daß kein anderer Dichter sie besser machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesen ginge sie noch an; aber sie übersetzen zu müssen und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das Schlachtwort die meiste Mühe. Im nächsten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu lesen bekommen. Wieland gebe ich eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in den Merkur; das ist aber erst gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieses Stück eins der schönsten ist, die je aus einem Dichterkopfe gegangen sind.

Leben Sie recht glücklich, und fahren Sie fort, meiner wie bisher, fleißig zu gedenken und mir so schöne und große Briefe zu schreiben. Also bleibt's bei der Einrichtung; den nächsten Botentag schreibe ich Ihnen über die heutigen

Briefe ausführlicher. Eben ist's auch eilf Uhr. Vermuthlich hat sich jetzt, da ich dieß schreibe, ein sanfter Schlaf Ihrer bemeistert.

Adieu! Recht viele schöne Grüße an die chère mère und B.

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 10 December 1788.

Was Sie von der Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innre Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so viel Werth hat, als die historische.

Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes

wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische, oder Romandichter leisten. Die innre Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen seyn muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Weg die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andre befriedigt.

Was Körner aus seinen Vordersätzen auf meinen Beruf zur Geschichte anwendet, mag immer richtig seyn. Ich werde immer eine

schlechte Quelle für einen künftigen Geschichts-forscher seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden.

Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden, und hie und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.

Diese Woche hat mich Moritz besucht, und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Goethe ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geistes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet stark in sich, wie schon sein Reiser beweist, der einen Menschen voraussetzt, der sich gut zu

ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anschaulichen Klarheit. Was ihn interessirt, ist ernsthaft und von Gehalt. Er scheint sehr an sich selbst zu verbessern.

Ich fürchte nur, er wählt sich Muster, nach denen er sich bildet, und so vortrefflich auch seine Wahl seyn wird und schon ist, so ist doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Goethe spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Goethen nichts, aber ihm.

Jetzt gefällt er mir durchgängig besser als vor seiner italienischen Reise; da schien er mir zu sehr den starken Geist zu affectiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philosophie von ihm Besitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von seinem Umgang haben, wenn er hier wohnte.

In Rom fand er meine Thalia, und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem Verbrecher aus Infamie) ausgestreut sind, und mit seinem Reiser übereintreffen, überraschten ihn sehr. Er hat eine kleine

Schrift drucken lassen, die er selbst für das Höchste erklärt, was er leisten könne. Sie handelt von bildenden Künsten. Ich werde sie im Manuscript von ihm zu lesen bekommen, und Ihnen dann mehr davon schreiben.

Leben Sie recht wohl! Heute Abend erhalte ich Ihre Briefe.

Schiller.

Freitag Morgens.

Haben Sie recht schönen Dank für Ihre lieben Briefe, und mein herzliches Mitleiden mit Ihnen wegen der traurigen Kälte. Das ist eigentlich die rechte Zeit für die Mathematik! Es ist doch schlimm, da Sie so wenig für unser nordisches Klima organisirt sind, daß Sie dem wärmeren Himmel nicht näher wohnen. Ein schöner Theil Ihrer Existenz geht dadurch für Sie verloren. Der Himmel muß um Sie herum lachen und die Sonne wärmen, wenn Ihre Seele sich entfalten soll, wenn Sie glücklich seyn sollen.

Mein Brief wird Ihnen sagen, daß ich

Moritz gesprochen habe; beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner ersten Schilderung. Wir waren doch nur einige Stunden bei einander, und es begegnet mir gerne, daß ich zu rasch urtheile. Erwarten Sie also erst Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu sehen. Ueber ein Lieblings-Thema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.

Wegen seines Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde habe ich ihm einen Rath gegeben, den Sie vielleicht auch unterschreiben werden. Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieses darum, weil es uns nur an Gruppen des menschlichen Elends heftet. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philosophischen

Aussätze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet, und diese Dissonanzen gleichsam wieder in Harmonie auflöst.

Von unserm in Rudolstadt projectirten Journal gab ich ihm auch einen Wink. Er würde sehr geneigt seyn, sich zu einem solchen gesellschaftlichen Werke zu vereinigen, besonders, wenn es zugleich von einer bürgerlichen gesellschaftlichen Verbindung an demselben Orte begleitet werden könnte.

Von Körner werde ich Ihnen die verlangte Musik kommen lassen. Ich hoffe auch, daß seine Composition auf die Hymne, die er mir versprochen hat, nun bald fertig seyn soll. Könnt' ich doch nur manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie spielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus schöpfen!

Heute habe ich mir viele Besuche vorgenommen, auch bei Goethen. Goethe ist so gar selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die

Abends fast immer da, und den Vormittag besorgen ihn Geschäfte. Frau von Stein sehe ich vielleicht auch.

Sie haben beide bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geschrieben war. Doch erinnere ich mich keiner schlimmen Laune; es ist aber möglich, daß die Seele unbemerkt gedrückt wird, wenn sie nicht ausfließt und immer von denselben Gegenständen umringt und befangen ist. Es könnte also doch eine Folge meines einsamen Lebens gewesen seyn. Ich traue hierin dem feinen Blicke der Freundschaft sehr, und darum glaube ich Ihnen mehr als meinem eigenen Gedächtniß. Aber Sie sollen nicht dadurch verstimmt werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholisches in meine Briefe mit ein, so müssen Sie denken, daß diese Laune vorbei ist, wenn Sie den Brief erhalten.

Leben Sie nun recht wohl, liebste Freundinnen, und schreiben Sie mir immer so freundliche große Briefe. Sie verschönern dadurch meine Existenz und hellen meine Einsamkeiten

auf. Mögen Sie dafür recht schöne Augenblicke haben, und möge die Freundschaft sie Ihnen geben helfen!

Adieu! Adieu! Ewig der Ihrige

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Weimar, den 11 Dec. 1788.

In diesem grimmigkalten Wetter habe ich Sie schon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie sich in Ihr Zimmer einsperren lassen, und daß freie Luft und heitrer Himmel gewissermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die schönen Berge werden jetzt traurig um Rudolstadt liegen, aber auch in dieser traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich sie nur vor meinem Fenster hätte! Mir macht dieses winterliche Wetter mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, desto weniger empfinden.

Der Donnerstag setzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewisses Vergnügen aufbewahrt ist. Ueberhaupt sollte man sich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodisch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann so angenehm — es macht einen künstlichen Pulsschlag in unserm Daseyn, und wie von einer schönen Treppe zur andern, schreitet Leben und Hoffnung darauf weg.

Ich lebe noch immer mein stilles Leben, und bin diese Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte diese Woche einen Besuch von meinem Landsmann, Schubart. Er ist von Berlin hier durchgereist, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt ist. Er ist auch ein Dichter, aber kein geborner. Frühe Lecture von Poeten, frühe Versuche mit poetischen Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Vorrath an Bildern und Styl ver-

schafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Sonst ist's ein guter redlicher Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter in sich hat. Er hat den Tag vor seiner Abreise den Carlos in Berlin aufführen sehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Scene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden, und Sr. Maj. sehr ans Herz gegangen seyn. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren.

Was mir bei dieser Gelegenheit vielen Spaß macht, ist das, daß Engel und Ramler die Theater=Directeurs, die ich als meine Antagonisten kenne, nicht einmal so viel Consequenz und Festigkeit besitzen, um ihren Geschmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten. Engel hat einigen Schauspielern die Rollen im Carlos

aufsagen und einlernen helfen müssen, und ich weiß, wie sehr Engel wünscht, solche Stücke von der deutschen Bühne zu vertreiben. Aber was unterhalte ich Sie davon? Ich wollte Ihnen auch gerne etwas schreiben, was außer meinem Zimmer vorgeht.

Die Frau von Stein habe ich seitdem nicht wieder gesehen, es wird aber mit Nächstem geschehen. Nur nach diesem Monat, dann habe ich immer einige Stunden mehr für gesellschaftlichen Umgang. Ich wäre gerne recht oft um die Stein, weil ihr Wesen mir sehr wohl zusteht, und daß sie Ihre Freundin ist, macht mir sie um so lieber. In meinem nächsten Briefe, hoffe ich, Ihnen etwas von ihr sagen zu können.

Daß Sie und Caroline so gut zusammenstimmen, freut mich sehr; es ist überhaupt selten, daß Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Collisionen kamen, bei entwickeltem Charakter einander etwas sind. Ihre beiderseitige gute Harmonie ist ein schöner Genuß

für mich, wenn ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben. — Möchten Sie, oder möchte vielmehr das Schicksal Sie beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich ist! Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte. Auch Sie würden einander sehr fehlen und nicht mehr ersetzen.

Die Art, wie Ihnen Shaftesbury empfohlen wird, machte mich lachen. Es sieht just so aus, als wenn eine sehr häßliche Person einem andern eine Seife recommandirt, mit der Versicherung, sie mache schön, und sie habe sich ihrer fleißig bedient.

Leben Sie einstweilen wohl. Heute erhalte ich Ihren Brief. Dann setz' ich noch etwas hinzu.

S.

Weimar, den 28 Dec. 1788.

Sehr lang ist mir die Zeit geworden, die mir kein Lebenszeichen von Ihnen gebracht hat. Ich habe das Unglück zwar schon von Weitem geahnet, weil die Kälte gar zu streng war — aber es ist doch, als sollte es nicht seyn, daß wir so lange nichts von einander hören, und es ist recht gut, daß es so ist!

Für die mannichfaltigen interessanten Nachrichten, die Sie mir beide von Ihren Beschäftigungen geben, kann ich Ihnen nichts Aehnliches erwidern, denn meine Existenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geistesgenuß. Das Dringendste ist seit gestern vorbei, und nun werde ich auch mehr Menschen sehn.

Aber eine Nachricht von mir kann und muß ich Ihnen doch geben, weil sie leider eine meiner schönsten Hoffnungen für eine Zeit lang zu Grunde richten wird. Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig

bin

bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird; aber der Abgang Eichhorns machte es in mehrerem Betracht nothwendig. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unsern Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es schon in Coburg, Meinungen und Hildburghausen, und ist vielleicht in drei Wochen entschieden.

Mir hat V. vor einigen Tagen schon eine schriftliche Erklärung communicirt, die an ihn von Seiten der Regierung gekommen ist, wo mir schon gesagt wird, daß ich meine Einrichtung machen möchte, weil es so gut als entschieden sey.

Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dieß Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen

Das beste an dieser Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen.

Ich rechne darauf, daß Sie mir in diesem Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena seyn werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich Ihnen, die folgenden Jahre Ihnen diesen Liebesdienst wett zu machen. Ist für mich nur erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei. Versprechen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, mir diesen Wunsch zu erfüllen.

Goethen habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus gütig gewesen, und zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen würde. K., dem er es entdeckt hat, war vermuthlich just in seiner theilnehmenden Laune; denn ich höre, daß es ihn sehr freuen soll. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein

paar Jahren ausweisen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage.

Moritz habe ich auch wieder gesprochen, und finde ihn immer interessanter. Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in seinem Charakter, und manches Drollige in seinem Betragen, das seinen Umgang angenehm macht.

Adieu! Adieu!

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Weimar, den 3 Januar 1789.

Zuerst danke ich Ihnen für das Ossian'sche Lied, das Sie sehr glücklich gewählt haben. Es überraschte mich, da ich mich nicht erinnere, es schon gelesen zu haben, und Ossians ganzer Geist athmet darin. Alles ist so rein, so edel in seiner Schilderung: „Fingal kam von der Jagd, und fand die lieblichen Fremden. Sie waren, wie zwei Lichtstrahlen in der Mitte seiner Halle.“ Welcher Dichter hätte dieses schöner sagen können! Auch die feinste Bescheidenheit ist Ossian eigen. Wie leicht schwebt er am Schluß des Gedichts über seine eigenen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht schildert!

Es freut mich, daß Sie diesem schönen Dichter getreu bleiben und sich auf die beste Art, die möglich ist, durch Uebersetzungen mit seinem Geiste familiarisiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Ossianisches Mädchen! Die Uebersetzung ist ungezwungen, und thut dem Original

durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wortversetzungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm in einander fügen und zerschmelzen — so wird die Uebersetzung ganz harmonisch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Besserung, die ich in dem n und m wahrnehme, meinen Glückwunsch abstatten. Jetzt würde ich sie Ihnen ohnehin nicht mehr passiren lassen können; denn was ein Dichter schlechtweg verzeiht, darf ein Professor nicht mehr so hingehen lassen.

Die Hoffnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu sehen, ist eine wahre Wohlthat für mich gewesen, und mein Herz brauchte sie, um sich in dem genußlosen Daseyn, das mir bevorsteht, daran fest zu halten. Sie sehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn sie auch wirklich da wäre, von der schlimmen gar sehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, zu bemächti=

gen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen. — Das ist doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. Doch ich mag dieses jetzt gar nicht denken. Ich überrede mich so gerne, daß Ihre Vorstellung von der Sache die gegründete wäre.

Körner wünscht auch, ich möchte frei geblieben seyn, und eigentlich kann ich seine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der That für den Verlust meiner Unabhängigkeit und eines so großen Theiles meiner Zeit keinen oder nur einen sehr zukünftigen Ersatz habe. Aber auch

er sieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der That ist es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jhren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum hab' ich ihn gethan. P., fürcht' ich, nicht lange zu genießen. Ich glaube, er hat jetzt schon Anträge von fremden Akademien. Da Jena keine Besolduugen zu geben hat, so ist es immer ausgesetzt, seine besten Leute zu verlieren, die von andern Universitäten mit Geld aufgewogen werden.

Ihre Vorstellung, daß wir dann wenigstens die Saale mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich besonders wird sie immer erinnern, daß sie von Rudolstadt herkommt. Mit den schönen Pfirschen und Wein=

beeren wollen wir einen großen Handel unter einander treiben.

Sie wollten wissen, ob Moritz sich überhaupt für seinen Anton Reiser gehalten lassen will? Aus der Art, wie er davon spricht, sollte ich's fast glauben, und überhaupt ist er der Mensch nicht, der in solchen Dingen an sich hält. Er ist Philosoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, sein eigenes Ich zu schonen, wo es darauf ankommt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen.

Frau von Stein werde ich bald wieder sehen; käm' es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage, es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft.

Goethe war einige Tage nicht wohl; er bekam einen Anfall von bösem Hals, hat sich aber wieder gebessert.

Leben Sie nun recht wohl, und verwahren Sie sich ja vor der bösen Kälte, daß sie nicht gar krank werden. Das wird wahrhaftig ein

fürchterlicher Winter, und Sie beide besonders sind übel daran. Wären alle Winter so streng, so müßten wir der Sonne um zehn Grad näher rücken.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Brief unterwegs seyn wird; neulich war's zu spät, ihn noch auf die Post fertig zu bringen.

Was macht Ihre Mutter? Hoffentlich ist sie doch jetzt vom Zahnweh frei? Schreiben Sie mir davon. Adieu! Adieu!

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 3 Januar 1789.

Wie ich mein neues Verhältniß ansehe, wird Ihnen Ihre Schwester sagen, der ich vorher davon geschrieben habe. Der Abschied von den schönen freundlichen Musen ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht ver-

lassen werden; und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug.

Mit den dortigen Menschen übrigens denke ich schon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Collision, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchstens zwei Collegien lese.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe seine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von St. nach Hause genommen und nur flüchtig durchlesen. Es ist schwer zu verstehen, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Wege philosophischer Abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber es ist voll gedrängt von Gedanken, und nur zu voll gedrängt; denn ohne einen Commentar wird er nicht verstanden werden. Nur

Schwärmerei ist er nicht darin frei, und Herder'sche Vorstellungsarten sind sehr darin sichtbar. Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganzes seyn müsse; fehlte nur ein einziger Radius zu diesem Cirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keines zu erwarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, ist übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt, als Goethen und allenfalls noch einen, H.. vielleicht; da doch Goethe (von H.. mag ich gar nicht reden) bei diesen Forderungen sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont sogar unter diese vollendeten Producte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sectengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir dop-

pelt unausstehlich, weil er selbst ein vortreffli=
cher Kopf ist.

Uebrigens haben seine philosophischen Un=
tersuchungen sehr glücklich auf sein Gemüth ge=
wirkt, und ihn aus einer schrecklichen Seelen=
lage gerissen, wie er selbst gesteht. Sein Geist
hat durch anstrengendes Denken über seine
Hypochondrie gesiegt, die ihn bei seiner Dispo=
sition zur Schwindsucht, ohne diese innere
Hülfe, bald würde aufgerieben haben.

Ich bin begierig, was Sie zu seiner Schrift
sagen werden; sie müssen Sie sich anschaffen.
Es sind nur drei Bogen.

Ich habe jetzt leider für solche Materien
keine Zeit, sonst würde ich mich kaum überwun=
den haben, mich auch darein einzulassen. Aber
einmal nehme ich sie doch vor, wäre es auch nur,
um meine eignen Ideen darüber zu berichtigen.

Hat Ihnen der Agamemnon und Oedi=
pus von Colone gefallen?

Adieu.

Schiller.

Den 2 Jan. 1789.

Ich sage Ihnen nichts über Ihre Briefe, die ich durch die Post beantworten will. Ich muß mir erst Zeit nehmen, sie zu lesen.

Tröstlich ist mir Ihr Versprechen, daß Sie mich in Jena besuchen wollen, sonst wüßte ich mir nicht zu rathen, denn es würde, der gar zu vielen Geschäfte wegen, ein ganz freudenloses Jahr für mich seyn. Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Prospecte zu Hülfe nähme, so würde die Gegenwart mir das Leben verleiden. Ich hoffe, der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor — und die schöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.

An Frau von Stein konnte ich den Brief auch nicht früher als diesen Morgen schicken. Es hat doch nichts zu sagen? Vor einigen Tagen war ich bei ihr und habe eine sehr angenehme Stunde da zugebracht.

Adieu, meine liebsten Freundinnen! Ich hoffe, Sie erhalten meinen Brief durch die Post auf den Sonntag oder den Montag wenigstens. Leben Sie wohl und glücklich. Adieu. Ihr

Schiller.

Weimar, den 26 Januar 1789.

Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zusammen gefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von fast vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zusammengedrückt — ich hatte diese Stärkung höchst nöthig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volkstädt um die schöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenseits der Saale, vom Abendroth so schön beleuchtet, Rudolstadt vor mir, und von Weitem der grüne

Pavillon, den mein Perspectiv just noch erreichte — Alles das stand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn seitdem ich von Rudolstadt zurück bin, ist der Weg nach dem Belvedere mein Lieblingsspaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterschied.

Wären die Sachen noch wie vorigen Herbst, so hätte ich jetzt die Hälfte unsrer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um so schneller vergehen, weil es die zweite ist. Ich sehe täglich mehr ein, daß ich diesen Schritt nicht anders als unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche und solide Verbesserung von dieser Seite, wäre vielleicht diese Aufopferung von Zeit und von Freiheit werth gewesen; aber so wie die Sachen stehen, habe ich bloß Aussichten, und für den Augenblick positiven Verlust. Dieß sind keine angenehmen Betrachtungen, und — was thun sie in diesem Briefe? Von was Anderem.

Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, gelesen. So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaire'sche Manier zu beschreiben, und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Styl. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist; aber die Capricen, die den großen Friederich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie aufgelegt zu haben scheint, nie unterläßt „sie im Glück übermüthig zu zeigen.“ Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunstgriff hätte gewählt werden können, das Interesse für

sie

sie zu unterdrücken. Dieser Kunstgriff wird so häufig und mit so viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Absicht nicht zu verkennen ist.

Dieß ist aber auch das einzige stärkende Buch, das ich unterdessen gelesen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe noch nie eine so große Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade, weil die Umstände es verbieten.

Mein Geisterseher hat mich dieser Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch herbei zu führen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeisterische Epoche, die ich den Prinzen durchwandern lasse, dem Leser vor Augen zu stellen. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz

so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Darstellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der schönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächste Redoute nicht versäumen. Ich möchte gern ein recht romantisches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit schildern; aber dieß muß zugleich so beschaffen seyn, daß es — eine eingelernte Rolle ist, denn meine liebenswürdige Griechin ist eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe ein Portrait, wie Sie wünschen, daß sie seyn soll, wie sie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieser Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der stillen nämlich, sondern von der erobernden). Haben Sie mir diese Gemälde eingeschickt, so werde ich Sie alsdann bald um noch eines von anderer Art ersuchen. Sie sehen, daß ich Alles an-

wende, um mir meine gegenwärtige Beschäftigung lieb zu machen.

Ich höre mit Bedauerniß, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren sind, aber anderntheils ist mir's lieb; denn nun kann ich doch mit dem Geständniß herausgehen, daß mir's eben so gegangen ist. Ich wollte es recht gut machen, und bewahrte das arme kleine Geschöpfchen sorgfältig vor der kalten Luft — aber hin war's! Ich schämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, so werde ich mir ein neues ausbitten. Für die Bücher, die Sie wünschten, habe ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hause gekommen war und auch Niemand sah. Ich schicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jacobi, das ganz das Bild seiner Seele — niedlich und sanft — ist. Ich lese Alles gern, was Jacobi schreibt; denn er ist ein edler Mensch, und dieser Charakter fließt in Alles ein, was er hervorbringt. Vielleicht schicke ich Ihnen durch die Botenfrau noch mehr.

Körner läßt mich's jetzt entgelten, daß er Interesse an schriftstellerischen Arbeiten findet; er wird nachlässig im Schreiben; weil er immer etwas mitzuschicken wünscht, so wird nichts geschrieben und nichts mitgeschickt. Eine Lücke, die er in der Correspondenz läßt, und ein Posttag, den er übergeht, sind für mich empfindliche Fehlschlagungen der Erwartung; und das Schlimmste ist, ich darf es ihm nicht einmal vorrücken; denn mein Gewissen spricht mich auch nicht ganz frei. Lassen auch Sie, meine liebsten Freundinnen, sich dieses Beispiel zur Warnung dienen, und lassen Sie ja keine Lücke in unserm Briefwechsel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, so müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von Außen, oder eine Laune daran Schuld seyn, in der ich nicht gern vor Ihnen erscheinen möchte. Leben Sie recht wohl und glücklich. Viele schöne Grüße, wo Sie schon wissen.

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 5 Febr. 1789.

Meinen Brief, den ich am letzten Dienstag auf die Post gab, werden Sie nun wohl haben; lassen Sie mich doch mit nächster Gelegenheit den Tag wissen, wann Sie ihn erhalten haben, daß ich mich künftig darnach richten kann.

Warum habe ich Ihren Geburtstag nicht gewußt? so hätte ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unserer Freundschaft und angenehmen Rückerinnerungen, Hoffnungen und Projecten begangen; ich hätte mich Ihnen näher gefühlt, und den fröhlichen Cirkel wenigstens im Geiste vermehren helfen. Indessen hat ihn der Zufall — oder der Zusammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tage gemacht. Ich habe an demselben die Künstler vollendet, und so, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich selbst loben. Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht —

ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen. Doch Sie werden ja sehen!

Ihr Brief ist in einer sehr heitern Stimmung geschrieben; Sie leben in Frieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen seyn, und mich auch in diesen Ton stimmen lassen? Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur gibt mir nichts, und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich seyn soll, so muß ein geschlossener Cirkel um mich herum seyn, der ohne mein Zuthun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde. — Darum war mir immer so wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundschaft haben dieses Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erst neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünschenswürdig geblieben seyn. Hier fände ich von der Art nichts, auch wenn ich es suchte. Entweder sind die Menschen von ihren Ichs

und was darauf Bezug hat besessen und obsedirt, oder sie sind durch Façon für mich verdorben. Zerstreuen kann man sich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen gibt es allerdings, und unter diese rechne ich Frau von Stein und noch einige; aber diese sind nicht immer für mich zu haben, wenn ich es wünsche.

Diderots moralische Schriften, die Ihnen beiden so viel Vergnügen geben, habe ich noch zu lesen, wie ich überhaupt noch viel zu lesen habe. Wie glücklich sind Sie, daß Sie Alles so genießen können! glücklich wie die unschuldigen Kinder, für die gesorgt wird, ohne daß sie sich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literarische Leben, wie durch einen Garten, brechen sich und beriechen, was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und seine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum ist, fröhlich zu genießen.

Leben Sie recht wohl. Meine Zeichnung

werde ich Ihnen schon noch verschaffen. Sehen Sie beiliegendes Buch an; es ist von einem jungen angehenden Schriftsteller *), aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, sanfte Empfindungen, vorzüglich im Cleomenes freilich bei vielen Schlacken. Adieu!

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Donnerstag Abends, den 5 Febr. 1789.

Plane machen ist etwas gar Angenehmes. Ich kann mir recht gut denken, daß die Unbestimmtheit, wie Sie die nächsten Jahre hinbringen werden, Ihnen jetzt manchen frohen Abend macht — und diese Projecte sind oft das Beste an der ganzen Sache. Das Carlsbad scheint Ihnen die Bäder nicht verleidet zu haben, weil Lauchstädt auf das Tapet gekommen ist;

---

*) Lafontaine.

wenn Sie nur recht vergnügt da leben, so wird es wohl auch gesund seyn. Ihr Plan wegen des Rendezvous mit Körner ist so übel nicht — und von meiner Seite würde die Ausführung gewiß keine Schwierigkeiten haben; aber von Körners Seite desto mehrere — — und dann weiß ich auch nicht, ob seine Frau nicht künftigen Sommer in die Wochen kommt, welches ihn für alle Plane unbrauchbar machen würde. Ich wünschte gar sehr, Ihnen meinen Freund, wie er lebt und webt, darzustellen; auf der andern Seite aber habe ich von so abgebrochenen augenblicklichen Bekanntschaften keine großen Erwartungen, und es gibt Menschen, worunter z. B. Körner — und auch meine Wenigkeit — ist, die, was sie zu gewinnen haben, erst langsam und so in ruhiger Stille gewinnen. Aber sprechen läßt sich auf alle Fälle noch davon.

Die letzte Redoute, auf der ich gewesen bin, hat mir die im vorigen Jahre, wo ich Sie so unverhofft vor mir stehen sah, recht lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Zwischen diesen beiden

Redouten ist doch allerlei geschehen, und das Angenehmste darunter ist für mich doch unstreitig unsere nähere Bekanntschaft. Sie haben wohl recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar sich nicht selbst zugehörten, und mir noch weniger; diesen Winter wär' es noch weit weniger gewesen, weil wirklich mehr Zerstreuung in Ihren hiesigen Cirkeln ist als im vorigen Jahre, an der Sie auch Antheil nehmen würden. Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu sehen, schon Freude, und die Hoffnung, Sie (wäre es auch nur von Weitem) hier oder dort zu sehen, würde mich ohne Zweifel auch fleißiger in Komödien und Redouten gezogen haben.

Aus Ihren Planen für den nächsten Sommer und Winter erhellt doch immer so viel, daß wir einander nicht ganz verfehlen werden; ich verlasse mich, wenn es nur einmal so weit ist, auf meine Beredsamkeit, d. i. auf den lebhaften Ausdruck meines Wunsches, um Ihnen alsdann eine kleine Zugabe abzulocken.

Daß Sie einen Aufsatz von mir im Merkur verkannt, oder doch fast verkannt haben, sollte ich Ihnen als Autor und als Ihr Freund nicht vergeben; denn auch bei unbedeutenden Producten, wie an diesem z. B. nicht viel ist, auch nicht seyn soll, bildet sich doch der Autor ein, daß man seine Manier kennen müsse. Sie haben also eine schreckliche Sünde gegen mich begangen, daß Sie sich's nur fast eingebildet haben — und ich weiß gar nicht, wie Sie sie wieder gut machen werden.

Von Herders Zurückkunft weiß ich Ihnen nichts Bestimmtes zu sagen, als daß man ihn hier fast allgemein auf Ostern zurück erwartet.

In einem der nächsten Stücke des Merkur finden Sie vielleicht ein Fragment von Gibbon, das Körner übersetzt hat. Versprochen hat er mir wenigstens, eines zu schicken. In meiner Beschwerde über seine nachlässige Correspondenz that ich ihm dießmal Unrecht. Er hat mir eine sehr triftige Ursache davon angegeben. Der preußische Gesandte in Dresden, ein Herr Graf

von Gesler, glaube ich, an dem er diesen vorigen Herbst eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht hat, ist sehr krank, und Körner hat ihn fast nie verlassen. An Menschen von Sinn, Kopf und Herzen ist in Dresden ein solcher Mangel, daß ich es Körner nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund festzuhalten sucht.

Für den Mirthis vielen Dank; es ist doch etwas Lebendes und kommt von Rudolstadt. Dieser Tage habe ich auch den Strauß noch gefunden, womit Sie mich an meinem Geburtstage angebunden haben.

Leben Sie nun recht wohl und freuen sich des umgänglichen Wetters, das Ihnen nun Ihre schönen Thäler und Berge wieder zeigt. Lassen Sie ja keine Düsterheit der Laune aufkommen, ich wünschte Sie immer fröhlich und glücklich.

Noch etwas. Weil Sie es doch einmal übernommen haben, sich mit meinen Commissionen zu beschweren, so bitte ich Sie denn wieder, freundlich und höflich, mir ein neues Pfund Thee durch den vorigen Canal zu verschaffen.

Haben Sie aber die Güte und schreiben den Preis darauf; ich habe ihn rein vergessen.

Adieu, Adieu!

S.

Weimar, den 12 Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, ist es gegangen, wie ich mir's dachte. Sie würden Ihr Geschlecht gut vertheidigen. Aber ich wollte Ihnen gerne einige Geständnisse bei dieser Gelegenheit ablocken, welche Sie aber gar verständig (wie Odysseus sagt) umgangen sind. Doch hat mich Caroline raisonnabler behandelt als Lottchen. Caroline hat mir doch eine Hinterthüre gelassen, und einen freundschaftlichen Vergleich auf's Tapet gebracht, Lottchen aber fertigte mich trocken und kurz ab. Uebrigens ist davon gar keine Frage, daß Sie nicht Recht haben sollten — ein andres aber ist das Interesse einer Farce, wie der Geisterseher doch eigentlich nur ist, ein andres das Interesse eines Ro=

mans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menschlichen Herzen thut, ruhig und aufmerksam nachgeht. Der Leser des Geistersehers muß gleichsam einen stillschweigenden Vertrag mit dem Verfasser machen, wodurch der Letztere sich anheischig macht, seine Imagination wunderbar in Bewegung zu setzen, der Leser aber wechselseitig verspricht, es in der Delicatesse und Wahrheit nicht so genau zu nehmen.

Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich auch, außer jener Hinterthüre, die mir Caroline offen gelassen hat, noch Fälle denken lassen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein innres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Seyn, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dieß kommt indessen

meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun.

Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geisterseher heute mitschicken zu können; aber es ist keines angekommen. Von Moritzens Bogen hat mir Lottchen noch zu wenig gesagt; es ist unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseyns eingreift, und das sowohl durch seine absolute Wahrheit, als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessirt.

Wieland hat mich neulich besucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel gesprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für seine Ideen fechten, ob sie gleich nicht alle die meinigen sind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieses öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künstler

besonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wissen, was Goethe dabei fühlen wird; denn so wenig mir seine Existenz gibt, so hoch schätze ich sein Urtheil.

Wie viel doch kleine Umstände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künstlern hatten, mit mir abzuthun. Das Gespräch führte uns weit in gewisse Mysterien der Kunst. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, so durchlas ich meine Künstler; einige vorher sehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an, und dieß gab mir Anlaß vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir gesucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geschlafen hat. Sie werden sie bald unterscheiden.

Diesen Abend wird Fiesco hier gespielt, nach einer fürchterlichen Rollenbesetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht sehen muß.

Adieu!

Schiller.

Wei-

Weimar, den 25 Febr. 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über Moritzens Aufsatz so wenig geschrieben haben, und hätte Ihnen sollen dafür danken, daß Sie nur so viel thaten. Sie waren nicht wohl und mußten das Bette hüten, und haben doch an mich gedacht. Dafür sey Ihnen alles Schöne gewünscht! Vor Allem aber werden Sie recht gesund, und lassen sich von diesem milden Wetter in eine recht heitre Laune stimmen! Diese Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir diese milde Luft auch zu Nutze, und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen ist schon März; in zwei Monaten ist es ein Jahr, daß ich nach Volkstädt gezogen bin. Wie schnell eilt die Zeit! Wie nahe wär' ich jetzt dem schönen Zeitpunkt unsers Zusammenlebens, wenn Alles geblieben wäre, wie wir's bei meinem Abschied ausmachten! Aber es werden schon noch schöne Tage — oder doch schöne Stunden kommen.

Gestern war die letzte Redoute, ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Lustbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen also von diesen Herrlichkeiten gar nichts erzählen.

Ich war kürzlich bei Knebel, habe mich ganz warm mit ihm über Metaphysik gestritten. In Jena wird dieß doch manchmal der Fall seyn. Wir vertragen uns in philosophischen Disputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man schon hat, zu einer gewissen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu ist K. sehr gut.

Ich negociire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewisser Göttling, der als Professor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zusammen miethen könnten, und also recht ungestört seyn würden; aber es geht nicht an, und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir schon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlornen Stunden an seinen chemischen Ope=

rationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize; sie gibt mannichfaltige Verwickelungen, und löst sie angenehm auf. Wer weiß, ob es Ihnen nicht auch Vergnügen gemacht haben würde, wenn Sie einmal nach Jena gekommen wären, diese Sachen einmal mit anzusehen!

Körner schickte mir dieser Tage ein Fragment, das er aus Gibbon übersetzte; es ist Mahomets Portrait und die Geschichte der ersten Gründung seiner Religion. Dieß ist das Erste, was ich von Gibbon lese. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinsel dargestellt; aber im historischen Styl liebe ich doch mehr die schöne Leichtigkeit der Franzosen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten historischen Styl hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affectirt. Doch ich kann leicht die Fehler der Uebersetzung dem Original zur Last legen, und will also mein Urtheil suspendiren.

Leben Sie recht wohl, und haben Sie nochmals Dank für Ihr. Andenken an mich. Ich

bin so oft bei Ihnen. Adieu. Recht viele Grüße.

Schiller.

Weimar, den 5 März 1789.

Ich bewundre den Herkulischen Muth, womit die chère mère sich der sauersten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Das Wagestück ist groß, und die ganze hochfürstliche Familie sollte in Procession, im Hemde und Wachskerzen in der Hand eine ganze kalte Winternacht lang vor ihrem Fenster ein Kirchenlied dafür singen, daß sie die Liebe haben will, ihr ein solches Opfer zu bringen. Daß sich die chère mère darein finden wird, ist gar keine Frage; sie ist für den Hof gebildet, und was ihre Frau und Fräulein Töchter drücken und zur Verzweiflung bringen würde, ist ihr ein Spiel. Es ist auch gar keine Frage, daß sie auf die zwei fürstlichen Jungfrauen Einfluß haben und Segen in das Haus bringen wird;

aber ich fürchte nur, sie wird manchen Genuß des Lebens daran setzen müssen und sich am Ende doch ihres Werks nicht zu erfreuen haben, wie sie's wünscht und verdient haben wird. Wenn ihr übrigens nur durch keine andre Autorität, durch keine andern Rücksichten die Hände gebunden werden, wenn sie ganz ihrem eignen Verstande folgen darf, so ist Vieles gut. Ich wünschte, daß sie dieses ja zur positiven Bedingung gemacht hätte; dieß würde ihr die Sache sehr erleichtern und manchen Aerger ersparen.

Daß diese Veränderung Ihnen Beiden sehr empfindlich fallen wird, kann ich mir wohl einbilden. Sie hatten so viele Freuden auf die ganze rnnde Zahl calculirt, nun zerstreut sich die kleine häusliche Gesellschaft.

Aber es ist auch wieder gut für Sie, daß Sie eine Mutter auf dem Berge oben zu suchen haben; es hielt immer so schwer, Sie diesen Berg hinauf zu bringen, und am Ende hätten Sie mir alle Toleranz für das gute alltäg-

liche Volk der Menschen verlernt. Der Gedanke, Ihre Mutter zu zerstreuen und zu erquicken, wird Ihnen manches neue Vergnügen machen, und wer weiß, ob Ihre nähere Vermischung mit dem Hofe nicht für manche Menschen darunter wohlthätig wirkt. Sie wissen ja das Sprüchelchen aus der Bibel: „Du sollst dein Licht nicht unter einen Scheffel stecken, sondern du sollst es leuchten lassen unter den Heiden!“

Die chère mère und ich treten also dieses Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erstaunlich ehrwürdig ist; wir werden Beide sehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünsche nur, daß es ihr einträglicher seyn möchte, als mir; denn daß sie dem ihrigen gewachsen ist, hat sie — (ich muß doch einmal galant seyn!) in ihren Töchtern bewiesen! —

Wie wird diesen Sommer Alles so verwandelt seyn bei Ihnen! — Doch wenn Sie sich nur nicht mit verwandeln, welches ich nicht fürchte, so hat das Alles nichts zu sagen!

Daß ich Sie in Rudolstadt besuche, eh ich nach Jena gehe, war längst mein Vorsatz, meine Freude und Hoffnung. Auch hoffe ich, daß dieß möglich werden soll. Freilich ein Besuch auf einen Tag ist sehr wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran verwenden, weil das Hin- und Herreisen auch einen Tag nimmt — aber ein Tag ist doch unendlich vielmehr als keiner! Ist es mir möglich, und leidet es das Wetter, so sehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. Doch ist dazwischen auch ein Botentag, wo ich es Ihnen näher bestimmen kann!

Die Thalia folgt hier; das folgende Heft ist noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie sich aber vom Geisterseher keine großen Erwartungen; von Geschichte kömmt wenig darin vor; das philosophische Gespräch wird Sie vielleicht interessiren. Die Künstler werden Sie nächste Woche im Merkur finden; vielleicht bringe ich sie Ihnen mit.

Leben Sie recht wohl. Wolzogen grüßen

Sie recht schön, wenn ich ihm nicht selbst schreibe.

Schiller.

Weimar, den 17 April 1789.

Es waltet eine unglückliche Sympathie zwischen uns. Ich bin auch gar nicht wohl; von einem Spaziergange, den ich vor einigen Tagen in dem feuchten Stern machte, bin ich krank zurückgekommen, so daß ich die jetzigen schönen Tage ungenossen vorbeigehen lassen muß. Es sind hier viele Leute in demselben Fall.

Ich wünschte gar sehr, Ihnen etwas zum Lesen schicken zu können; aber es fällt mir nichts ein; finde ich noch etwas auf, so schicke ich es durch die Post. Es thut mir sehr leid, daß ich B. vor seiner Abreise nicht mehr sehen soll. Mir ist die Zeit so spar sam zugetheilt, daß ich auch nicht einen einzigen Tag meinem Vergnügen opfern kann. Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen

muß.

muß. Ueber dem verwünschten Geisterseher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih mir's) Zeit übrig behalte. Ich muß also für jetzt darauf resigniren, Sie zu sehen.

Körner kömmt diesen Sommer, ungefähr gegen den August, nach Leipzig. Vielleicht bringe ich ihn noch näher. Es scheint sich also doch zu fügen, daß ich Sie mit meinem Freunde bekannt machen kann.

Dieser Tage habe ich die Properzischen Elegien gelesen, die Knebel übersetzt hat. Wenn ihm Lottchen einmal wieder schreibt, so sollte sie sich sie von ihm ausbitten. Die Uebersetzung ist gut; aber solche Dinge sollen und müssen in Versen übersetzt seyn, wenn das Original nicht zu viel von seiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren soll. Der Geschmack und die Sitten, die darin sichtbar sind, wollen mir

eben nicht gefallen. Eine gewisse sanfte Cynthia überfällt ihren Liebhaber, den Herrn Properz, bei einer Courtisane, worüber sie so in Wuth geräth,* daß sie ihm die Nägel ins Gesicht schlägt, die Töpfe an den Kopf schmeißt und dergleichen mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr; und das Ende davon ist, daß sie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen.

Daß unsere Herzogin mit einem Prinzen niedergekommen ist, der aber einige Augenblicke darauf starb, haben Sie wohl schon erfahren.

Die Philosophie de l'histoire habe ich nun von Leipzig erhalten. Ich schicke sie Ihnen also zurück. Erst vor einer Stunde habe ich Ihr Paquet von der Post erhalten.

Ein andermal mehr. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Freude in diesen schönen Tagen. Adieu.

Schiller.

Ich lege die Mémoires von Joinville bei. Vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem sie geschrieben sind.

Weimar, den 24 April 1789.

Nur einige Worte für dießmal. Ich habe diesen Abend eine kleine Gesellschaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tage wieder abgehen.

Es freut mich, Sie wieder besser zu wissen; wenn das Wetter sich erst gründlich verbessert hat, und der schöne Mai da ist, so werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich sah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in diesem fehlen werden; aber Sie sind ungleich glücklicher als ich. Sie genießen doch ungestört sich selbst; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen, und in Ihren Empfindungen zu schwelgen. Warum trennte uns das Schicksal? Ich bin

gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von allem Dem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in Ihrem Kreise den bessern Theil meines eigenen Wesens aufschließen und genießen könnte; alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anschauungen der Dinge und unseres eigenen Selbsts würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unserer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben so wie sich ein edler Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unerfüllbar seyn?

Ich bin diese Woche noch immer nicht ganz wohl gewesen, und dieses hat mich in meinen jetzigen Beschäftigungen merklich zurückgesetzt. Zerstreuungen von Außen kamen dazu, die mich aus meiner Ordnung brachten, ohne mich durch etwas Anderes zu entschädigen.

In der Uebersetzung, die Sie mir heute schickten, sind wieder recht glückliche Stellen, bei denen ich nur fürchte, daß sie nicht so ganz im Original stehen mögen. Ich werde doch das lateinische Original dagegen halten, um zu sehen, ob Sie unwissend demselben nahe gekommen sind. Schicken Sie mir doch auf den nächsten Botentag die Anthologie. Ich brauche sie so eben, und kann mich nicht mehr besinnen, wer die meinige hat. Vergessen Sie es aber nicht.

Leben Sie recht wohl, und denken Sie meiner auf Ihren schönen Wanderungen.. Ihr

Schiller.

Weimar, den 30 April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar aus schreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. Wie oft habe ich mich in diesen schönen Tagen zu Ihnen versetzt und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet! Auch Ihre erste Partie im Gartenhaus beim Thee, wie gegenwärtig war sie mir und wie viele schöne Erinnerungen brachte sie mir zurücke! Dieser Sommer wird ganz anders werden; aber seinen schönsten Reiz für mich wird er doch von der Hoffnung erhalten, Sie zu sehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir so wohlthätige Freundschaft.

Nächste Woche reise ich ab, und mir däucht fast, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher ist es nun zwar nicht; aber die große Geistesleere, die nun im gesellschaftlichen Cirkel um mich her entsteht, macht mir das Andenken an Sie desto mehr zum Bedürfnisse. Sie wer=

den mir näher, weil Sie mir nothwendiger werden.

Sie erwarten Göckingk; unterdessen habe ich Bürger kennen lernen. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußern und in seinem Umgang — aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu seyn. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu seyn. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, das wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer an-

dern Versart übersetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.

Bürger sagt mir, daß er noch mehr Aufsätze in Manuscript gelesen habe, die für die Götter Griechenlands gegen Stolberg Partei nehmen und noch gedruckt werden würden. Er macht sich herzlich über Stolbergs Schwachsinnigkeit lustig, und kämpft für sein gutes Herz, das Einzige, was sich allenfalls noch retten läßt.

Noch ein Fremder ist hier, aber ein unerträglicher, über den vielleicht K. schon geklagt hat, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er componirt Goethens Claudine von Villabella und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn.

Glauben Sie, daß B. sich gerne mit einem so dicken Briefe beschweren wird? Ich wünschte gar sehr, daß er meine Familie sähe; er wird

eine

eine große Freude haben. Grüßen Sie ihn zum Abschied recht schön von mir; ich hoffe durch Sie öfters Nachrichten von ihm zu erfahren. Bitten Sie ihn ja sehr, daß er mich Lavatern zu Füßen lege, und mir einen Zipfel von seinem Rocke mitbringe.

Für die Anthologie danke ich Ihnen recht sehr. Ich lasse einige Gedichte daraus abschreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erschreckt. Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe!

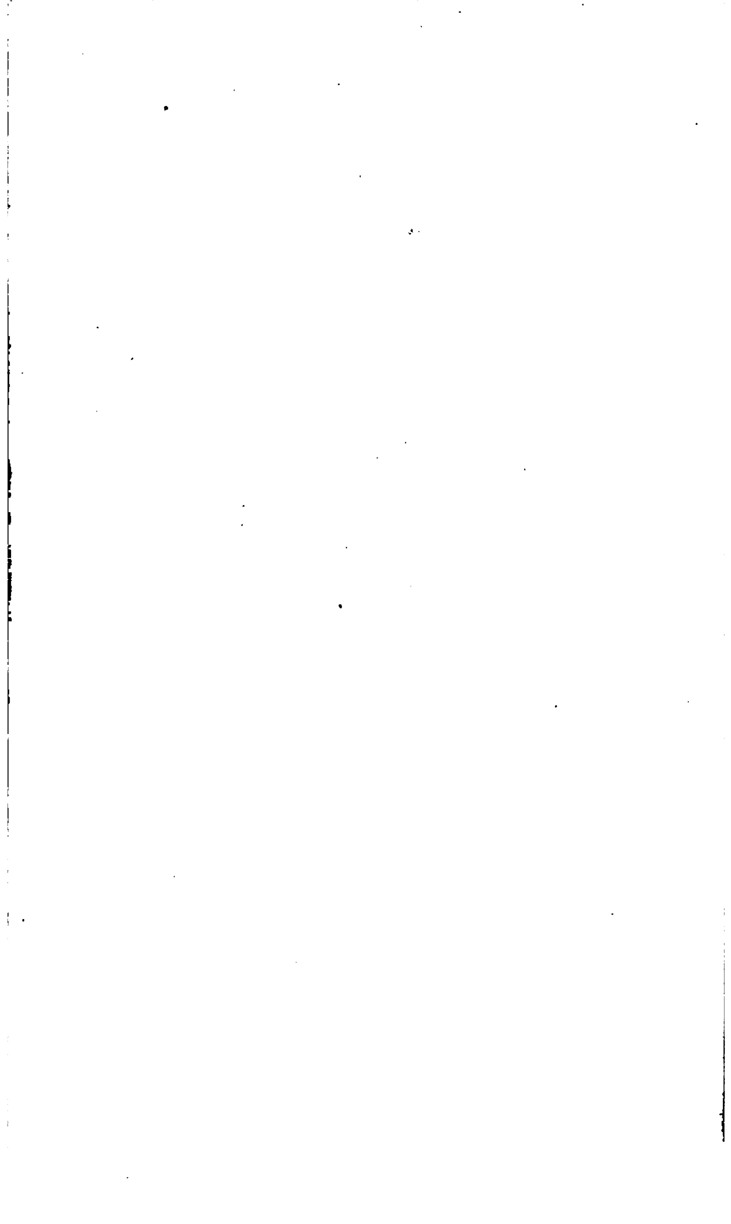
Hier leg' ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem so lateinischen Rocke erblicken. Uebrigens ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir 50 Thaler.

Leben Sie recht wohl, und der Himmel schenke Ihnen für diese schönen Frühlingstage eine recht heitre Laune!

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Weimar; ich will Ihnen noch vorher von Jena aus schreiben.

Adieu! Adieu!

Schiller.



([illegible])

[illegible]

2 Bde

